C 7 500 I

JUN 2 7 1960

ZEIT-WENDE

DIE NEUE FURCHE

Herausgegeben von Wolfgang Böhme · Otto Gründler · Friedrich Langenfaß
Eberhard Müller · Rudolf Alexander Schröder · Reinold von Thadden-Trieglaff

AUS DEM INHALT

HANS M. MÜLLER Gibt es einen europäischen Wirtschaftskrieg?
FERDINAND OETER Familie und Sozialstruktur in der Industriegesellschaft
HERMANN NOACK Von der Wissenschaftsgläubigkeit des modernen Menschen
HEINRICH GEISSLER Wie in Moskau zum ersten Male Theater gespielt wurde
HERBERT GOLTZEN Zur Ordnung der kirchlichen Trauung

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY

XXXI. JAHRGANG · JUNI 1960 6

JUN 2 7 1960

VERLAG SONNTAGSBLATT · VERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Hans M. Müller: Gibt es einen europäischen Wirtschaftskrieg? . . 361
Ulrich Mann: Den Frieden lasse ich euch 366
Ferdinand Oeter: Familie und Sozialstruktur in der Industriegesellschaft 367
Hermann Noack: Von der Wissenschaftsgläubigkeit des modernen Menschen 378
Heinrich Geißler: Wie in Moskau zum ersten Male Theater gespielt wurde 388
Gabriela Mistral: An der Wiege. Gedicht 396
Hugo Hartung: Gedichte 397

Kommentare
Herbert Goltzen: Zur Ordnung der kirchlichen Trauung 398

Stimmen von draußen
Korrespondent in Washington 404
Strawinsky über sein Schaffen 406
Der Benjamin der Académie Française 408
Zwei Stühle in San Quentin 409

Bücher
Lazarus unter uns 411
Judenvernichtung 413
Der Kardinal 413
Mutmaßungen über Deutschland 415
Literatur und Gesellschaft 416
Psychologie des Totalitären 418
Lebensoffene Literaturkritik 419
Menschenzüchtung? 420
Zweierlei Protestantismus 421

Berichte 423

Randbemerkungen
Antisemitismus und Nationalsozialismus 428
Christian Rohlfs 430
Zwiesprache 431

Bildbeilagen
Einsamkeit 376
Christian Rohlfs: Rückkehr des verlorenen Sohnes 392

Schriftleitung: Dr. Otto Gründler, München 13, Tengstraße 8 Vr, Fernruf 37 12 31
Dr. Wolfgang Böhme, Boll über Göppingen/Württemberg, Herrschaftsstraße 23, Fernruf Amt Boll 266

Verlag Sonntagsblatt G. m. b. H., Hamburg 13, Mittelweg 111, Fernruf-Sammelnr. 44 55 21
Mitglied des Gemeinschaftswerks der evangelischen Presse

Druck: Flensburger Druckerei, Flensburg, Nikolaistraße 7

Die „Zeitwende" kann über jede Buchhandlung, durch Bestellung beim zuständigen Zustellpostamt oder direkt vom Verlag bezogen werden. Einzelheft 2,20 DM; Vierteljahresabonnement 6,– DM zuzüglich Zustellgebühr.

Konten: Zeitwende im Verlag Sonntagsblatt; Postscheck: Hamburg 16 40 80; Bank: Hamburger Sparcasse von 1827; Girokonto 41 471.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen. Unverlangte Rezensionsexemplare werden nicht zurückgesandt.

ZEITWENDE · DIE NEUE FURCHE
31. JAHRGANG/HEFT 6 JUNI 1960

Gibt es einen europäischen Wirtschaftskrieg?

Die politische Zielsetzung der EWG

Die am 1. Januar 1958 in Kraft getretene Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) mit dem Verwaltungssitz ihres höchsten Organs, der Europäischen Wirtschaftskommission, in Paris unter dem Vorsitz des deutschen Professors Hallstein wurde zwar als wirtschaftlicher Zusammenschluß der beteiligten Staaten, Frankreich, Italien, Deutsche Bundesrepublik, Belgien, Holland und Luxemburg geschlossen, hatte aber von Anfang an eine deutlich erkennbare politische Ausrichtung. Sie war und ist gedacht als eine erste Stufe zur Schaffung eines Europäischen Bundesstaates, der die Nationalstaatlichkeit seiner Einzelstaaten bis zu einem gewissen Grade überwinden sollte. Vorstellungen und Erinnerungen an den Deutschen Zollverein als Vorläufer der klein-deutschen Einigung 1871 mögen dabei ebenso mitgewirkt haben wie die Erkenntnis, daß in einer Welt der wirtschaftlichen und politischen Großräume die Nationalstaaten, namentlich in Europa, allein nicht mehr zwischen den großen Blöcken lebensfähig sind. Aus dieser Zielsetzung mit dem Zuge zu einer gemeinsamen Politik ist es auch zu erklären, daß von Anfang an immer wieder betont wurde, wie sehr der Anschluß weiterer europäischer Staaten gewünscht würde. Die Tendenz zur gemeinsamen Wirtschaft war und ist begleitet von einer Tendenz zur gemeinsamen Politik. Dabei sind alle Fragen nach den Einzelheiten eines solchen gemeinsamen politischen Lebens offen gelassen worden, besonders die Frage, in welchem Umfang einst die Integration auf politischem Gebiet vorgenommen werden soll. Mindestens für die ersten beiden Jahre zeichnet sich schon jetzt eine Vorstufe innerhalb der EWG ab: die Überwindung des deutsch-französischen Gegensatzes.

Gegenkräfte

Wie immer in der Geschichte, wenn große Ideen aus dem Stadium der Überlegungen in den Zustand der Wirklichkeit übergehen, werden Gegenkräfte sichtbar. Es war von Anfang an auch in der Bundesrepublik zu spüren, daß Persönlichkeiten des politischen Lebens erhebliche Bedenken gegen diese Neukon-

struktion hatten, ebenso wie Teile der Wirtschaft nur mühsam und zögernd das nationalstaatliche Denken auf wirtschaftlichem Gebiet aufgaben. Besonders stark wurde und wird zum Teil auch noch betont, daß die Bundesrepublik in diesem neuen Zusammenschluß dem französischen Partner weitgehende Konzessionen gemacht und durch Vorleistungen allzu rasch französische Wünsche auf wirtschaftlichem Gebiete erfüllt hätte. Gleichzeitig meldeten sich die Verbände der Landwirtschaft mit ihren Sorgen, die im wesentlichen dahin gingen, daß die deutsche Agrar-Struktur einer Konkurrenz mit den französischen und italienischen Böden nicht gewachsen sei. Echte Besorgnisse mischten sich mit Argumenten, die deutlich erkennen ließen, daß man bestimmte Vorteile und Vorurteile nicht so rasch aufgeben will, wie das um des größeren Zieles willen notwendig wäre.

Ein einheitlicher Wirtschaftsraum, in dem schließlich im Endzustand alle Binnenzölle wegfallen sollen, mit einem einheitlichen Zolltarif nach außen zwingt tatsächlich zu Umstellungen nicht nur des Denkens, sondern auch des Handelns. Nationalwirtschaftliche Vorstellungen und Standortvorteile werden nur langsam und unter Widerstand aufgegeben. Für den historisch geschulten Deutschen ist es interessant festzustellen, daß die gleichen Bedenken und Widerstände bei der Schaffung des Deutschen Zollvereins auftraten und z. B. damals dazu führten, daß das Königreich Hannover erst nach mehr als zwei Jahrzehnten den Anschluß an den Deutschen Zollverein fand.

Handelt es sich hier um Widerstände innerhalb der in der EWG zusammengeschlossenen Staaten, so ist damit zu rechnen, daß diese Hemmungen rasch im Zuge der praktischen Verwirklichung des Vertrages verschwinden. Ganz anders zu beurteilen sind die Gegenkräfte, die in jüngster Zeit im europäischen Raum zu einer Entwicklung geführt haben, die der Grundidee der EWG, dem gesamt-europäischen Zusammengehen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet, äußerst gefährlich werden.

Europäische Handelsgemeinschaft unter englischer Führung

In dem Augenblick, als eine raschere Durchführung des Vertrages über die EWG durch Verkürzung der vorgesehenen Fristen von deren Organen beschlossen wurde, bekamen die bereits lose getroffenen Absprachen zur Bildung einer Gegenkraft Gestalt. Professor Hallstein hatte im September 1959 in einem Memorandum darauf hingewiesen, daß nach der Erfahrung der beiden ersten Jahre der Vertragsgültigkeit das Endziel des Vertrages durch Abkürzung der ursprünglich vorgesehenen Fristen beschleunigt erreicht werden müsse. Die EWG-Binnenzölle sollten bis Anfang 1962 nicht, wie vorgesehen, um 30 %, sondern bereits um 50 % gesenkt werden, und statt zum 1. Januar 1962 solle bereits am 1. Juli 1960 die Anpassung der sechs nationalen Zolltarife an den gemeinsamen Außenzoll gegenüber dritten Ländern beginnen. Da dieser Außenzoll ein Mittel zwischen den bisher bestehenden nationalen Zolltarifen der sechs EWG-Staaten darstellt, ist im Ergebnis, je nach den bisherigen Zolltarifen, bei den einzelnen Positionen eine Senkung oder eine Anhebung notwendig.

Aus diesem Anlaß bekam das Bemühen Englands, zusammen mit Schweden,

Dänemark, Norwegen, Österreich, Portugal und der Schweiz eine Gegenorganisation zu bilden, starken Auftrieb und wurde in Gestalt der Gründung der EFTA — European Free Trade Association — Wirklichkeit. Die Bedeutung und zugleich die Gefährlichkeit dieser Neugründung, die am 1. Januar 1960 grundsätzlich beschlossen wurde, kann nicht stark genug betont werden. Zunächst einmal ist es Tatsache, daß der europäische Wirtschaftsraum, soweit er zur freien Welt gehört, nunmehr in zwei Blöcke aufgeteilt ist, während das Ziel der EWG genau das entgegengesetzte war: durch Schaffung der Wirtschaftsgemeinschaft die Möglichkeit für einen gesamt-europäischen Zusammenschluß vorzubereiten. An sich besteht ein grundlegender Unterschied zwischen der EWG und der EFTA. Der Vertrag über die EFTA sieht keine gemeinsame Wirtschafts- und Finanzpolitik wie in der EWG vor; die Zielsetzung beschränkt sich auf eine gemeinsame Handels- und Zollpolitik. Auch die Zollpolitik geht nicht auf einen gemeinsamen Zolltarif hinaus, sondern sie beschränkt sich lediglich auf eine Gemeinsamkeit bei den Industriezöllen, während man die landwirtschaftlichen Zölle weiterhin der nationalen Zuständigkeit überläßt. Jeder Gedanke an eine Harmonisierung der Wirtschafts- und Sozialpolitik fehlt ebenso wie eine gemeinsame organisatorische Spitze.

Aus diesen Unterschieden geht deutlich hervor, daß die EFTA eine Abwehr-Organisation gegen die gemeinsame Zollpolitik der EWG ist. Man kann wohl schon heute sagen, daß die treibende Kraft bei ihrer Gründung Großbritannien war, das trotz allen Bemühungen — nicht zuletzt des deutschen Bundeswirtschaftsministers — sich der EWG-Konstruktion nicht anschließen wollte. Einmal, weil Großbritannien durch seine Bindung an die Staaten des Commonwealth tatsächlich in einer besonderen Lage ist, zum anderen aber doch wohl auch, weil es der englischen politischen und wirtschaftlichen Einstellung widerspricht, sich einem rein kontinentalen Gebilde anzuschließen, in dem traditionelle Konkurrenten führend sind. Diese Einstellung ist jedoch in England durchaus nicht einheitlich; immer wieder hat die englische Presse und haben einzelne englische Staatsmänner darauf hingewiesen, daß „Großbritannien den Anschluß an den europäischen Zug verpaßt" habe, und es muß in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß die USA der EWG nicht nur nachdrücklich zugestimmt haben, sondern sich in erheblichem Umfang durch Niederlassung amerikanischer Firmen im EWG-Raum praktisch bereits daran beteiligen.

Zunächst ist die EFTA eine Realität. Aber gerade weil sie letzten Endes aus der Negation entstanden ist und selbst in ihrem führenden Land Großbritannien die Kritik an dieser Gemeinschaft zunehmend stärker wird, besteht doch Hoffnung, daß die sehr starken Bemühungen, zunächst einmal zur Verständigung, dann aber auch im Endziel zu einem Zusammenschluß nicht völlig aussichtslos sind.

Die Gegensätze zwischen den beiden großen Organisationen sind nicht unüberwindbar. Die Ausfuhr der EWG-Staaten in die EFTA-Länder ist erheblich. So führt z. B. Schweden 42 % seiner Gesamteinfuhr, Österreich 56 %, die Schweiz 59 % aus dem Bereich der EWG ein. Umgekehrt führen Dänemark, Schweden, die Schweiz je ein reichliches Drittel, Österreich sogar 50 % seiner Ausfuhren in den Bereich der EWG ein. Lediglich mit England ist die handelspolitische Verflechtung wesentlich geringer. England führt aus den EWG-Staaten 14 % ein und führt in die EWG-Staaten 13 % seiner Ausfuhr aus. Im

ganzen gesehen sind die handelspolitischen Verflechtungen zwischen den Staaten der EWG und der EFTA außerordentlich eng.

Lösungen, die sich abzeichnen

Letzten Endes bestehen für die gesamteuropäische Entwicklung zwei Möglichkeiten. Einmal kann es zu einem Kampf der beiden großen Blöcke durch gegenseitige handelspolitische Diffamierung kommen. Es können die jetzt noch hohen EFTA-Zölle gesenkt werden, es können ebenso die bisher bei den EFTA-Ländern bestehenden mengenmäßigen Einfuhrbeschränkungen fallen, wodurch die Konkurrenzfähigkeit dieser Länder auf dem Weltmarkt erhöht wird; ferner können die Importe industrieller Fertigwaren aus der Bundesrepublik oder aus Frankreich durch gegenseitige Abmachungen auf Österreich oder die Schweiz umgelegt werden.

Mit solchen Handelsverlagerungen zuungunsten der EWG-Länder ist zu rechnen. Die einzige Gegenwirkung kann nur darin bestehen, daß möglichst rasch zwischen den beiden Gruppen auf dem Verhandlungswege jede gegenseitige Diskriminierung ausgeschaltet wird, was natürlich nicht ohne Zugeständnisse der EWG-Länder auf handelspolitischem Gebiet möglich wäre. Es darf nicht dabei bleiben, daß gegenseitige Angst vor dem Dirigismus des anderen zu dem beherrschenden Moment wird. Dabei muß man insbesondere beachten, daß eine gemeinsame Agrar-Ordnung der EWG-Länder, wie sie sich in dem Memorandum der EWG-Wirtschaftskommission über die europäische Landwirtschaft abzeichnet, für Länder wie Dänemark und Österreich besonders gefährlich ist, denn hier spielen forst- und landwirtschaftliche Exportnotwendigkeiten eine entscheidende Rolle. Solche psychologischen Momente sind ausschlaggebender als rein wirtschaftliche Realitäten; das hat sich schon bei der Schaffung der EFTA gezeigt.

Auf der anderen Seite bestehen durchaus Hoffnungen, die zunächst einmal institutionell geschaffenen Blöcke wieder soweit aufzulockern, daß das Ziel einer gesamteuropäischen Einigung sichtbar wird. Sowohl die an der EWG wie die an der EFTA beteiligten Länder gehören der OEEC an, ebenso gehört ein Teil dieser Länder, hier sind Ausnahmen nur Österreich, die Schweiz und Schweden, der NATO an. Diese Zusammengehörigkeit im Europäischen Wirtschaftsrat (OEEC) und im Verteidigungsbündnis (NATO) bildet den Ansatzpunkt für eine Einigung, wie sie unter der Führung der USA mit dem Ziel einer atlantischen Wirtschaftsgemeinschaft, zu der die Vereinigten Staaten und Kanada gehören sollen, angestrebt wird. Die Bundesrepublik ist wahrscheinlich innerhalb der EWG besonders geeignet, eine Vermittlerrolle zu spielen. Sie ist Mitglied aller der genannten supranationalen Organisationen und hat in der Person des Bundeswirtschaftsministers einen Mann, der schon bisher immer wieder versucht hat, das Dogma von der Unvermeidlichkeit der beiden Blockbildungen, das sich bei gewissen Trägern der öffentlichen Meinung herausgebildet hat, aufzulockern. Der Ansatzpunkt scheint uns im EWG-Vertrag, Art. 110, Abs. 1 zu liegen, in dem das „gemeinsame Interesse zur harmonischen Gestaltung des Welthandels" ausdrücklich festgelegt ist. Daß man in der Tat zu einer Verständigung mit der EFTA kommen und einen europäischen Wirtschaftskrieg vermeiden möchte, zeigt der Beschluß, den Hallstein-Plan erst ein

halbes Jahr später, als ursprünglich vorgesehen, nämlich am 1. Januar 1961 anlaufen zu lassen, den der Ministerrat der EWG vor kurzem auf Antrag der Bundesregierung faßte.

Als hoffnungsvolles Zeichen darf auch ein anderer Vorgang gewertet werden, der nicht viel weiter zurückliegt als jener Beschluß. Anläßlich der Industriemesse in Hannover im April dieses Jahres fand unter Beteiligung von Bundeswirtschaftsminister Erhard der „nordische Wirtschaftstag" statt. Die Vertreter der in der EFTA zusammengeschlossenen nordischen Länder, unter ihnen Wirtschaftler und Politiker, haben in einer eingehenden Unterhaltung mit deutschen Politikern und Führern im wirtschaftlichen Bereich beraten, wie man rasch zu einer Lösung kommen könne. In diesen Besprechungen ist auf beiden Seiten sehr deutlich der Wunsch zu einer Verständigung ausgedrückt worden, der z. B. auch anläßlich der Commonwealth-Konferenz in London von dem führenden englischen Wirtschaftsblatt „Manchester Guardian" vertreten wurde.

Besteht so die Hoffnung, daß die Blockbildung überwunden werden kann — eine Hoffnung, deren Verwirklichung uns allerdings eine Frage in erster Linie der politischen Einsicht zu sein scheint —, so muß man darauf hinweisen, daß die Zeit drängt. Die einheitliche Wirtschaftsführung, die einheitliche Handelspolitik und die einheitliche Benutzung wirtschaftlicher Maßnahmen zu politischen Zwecken ist in dem unter Führung Sowjet-Rußlands stehenden Warschauer Pakt bereits vorhanden. Europa kann gegenüber dieser Blockbildung nur gemeinsam unter der Führung der Vereinigten Staaten wirtschaftlich und politisch seine Aufgabe erfüllen. Ein europäischer Wirtschaftskrieg, geführt von zwei kleineuropäischen Machtgruppen ist ein Anachronismus, der im 20. Jahrhundert nicht mehr geduldet werden kann.

Hans M. Müller

Die Kirche kann nicht die Formen der modernen Gesellschaft im ganzen verurteilen oder als Ausdruck des Zerfalls interpretieren, so gewiß sich die christliche Gesellschaftskritik gegen alle Pervertierungen richtet. Aber sie verfällt andererseits auch nicht einer falschen Apokalyptik und Untergangsstimmung. Die Kirche dient in und an der wirklichen gegenwärtigen Welt, und sie nutzt die ihr von Gott gegebene Zeit, zu wirken, solange es Tag ist, in der Vollmacht des Erlösers und Königs der Welt, der Vollmacht, zu lieben. Diese Liebe scheut die Konkretion in sachlichen Dienstleistungen an der sozialen Gerechtigkeit und der Veränderung der gesellschaftlichen Institutionen so wenig wie den Dialog mit den Geistern, mit den Wissenschaften, mit den Ideologien dieser Zeit. Der Dienst aus und an der göttlichen Wahrheit und der Dienst der Liebe am Menschen sind für die Kirche untrennbar; dadurch werden ihre Antworten bestimmt. Aus der Kraft der göttlichen Wahrheit und Liebe besteht die Kirche das Ende der Neuzeit und das kommende Weltalter, weiß sie um Gottes Schöpfermacht und Heil inmitten einer chaotischen Welt des Übergangs.

Heinz-Dietrich Wendland

Dieses Lassen ist höchst aktiv gemeint. Es ist ein und derselbe Friede, den Jesus zurückläßt und, wie er im folgenden Satzteil sagt (Joh. 14,27), der Gemeinde schenkt. Es ist ein Darreichen, also ein Handeln. Und das Handeln ist nichts anderes als der bevorstehende Kreuzestod, auf den Jesus in dieser Abschiedsrede durch das Wort Lassen anspielt. Der Friede ist sein Erbe. Und es ist ein ganz andrer Friede, als die Welt ihn kennt: Nicht gebe ich, wie die Welt gibt, euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Das heißt: Was die Welt so Frieden nennt, das ist in Wahrheit zum Fürchten; nur von meinem Kreuz her kommt die Kraft, die die Furcht überwindet; jetzt kann man es euch befehlen, die Furcht fahren zu lassen.

Das ist das Neue, das durch die Kirche in die Welt kommen will. Es ist ein Geist, der dem Menschen beisteht, so daß er sich nicht mehr zu ängstigen braucht. Es ist der Heilige Geist! Im vorhergehenden Vers sagt Jesus, daß sein Tod das Kommen des Heiligen Geistes bedeute, und diesen Geist nennt er Parakletos, Beistand, Helfer, Luther übersetzt Tröster. Es ist der Geist, in dem die Gemeinde ihr neues Leben führt. Die große Abschiedsgabe Jesu, sein Friede.

Die Welt kennt diesen Frieden nicht; und doch verwendet sie dasselbe Wort für ihren Grabesfrieden wie Jesus für seine Heilsgabe. Die Welt muß also doch ein geheimes Wissen haben vom wahren Frieden, Jesus müßte sonst ein andres Wort gebrauchen. Man darf sogar sagen, daß der primitive Mensch das Wort Frieden noch in echterem Sinn verwendet als wir Modernen. Im alten Israel, aber auch bei unsern germanischen Vorfahren war Friede immer zugleich Heil, und zwar ganzes Heil des Leibes und der Seele, war das mit Gott, mit der Welt und mit sich Im-Reinen-Sein. Der Friedensschluß nach einem Krieg war Gottesdienst; Dankopfer, Gebete und Danklieder begleiteten die heilige Verpflichtung, die wunderbare Gabe des Friedens ehrfürchtig zu bewahren. Heute ist Friede der Zustand, wenn man nicht schießt, und mit diesem Zustand treibt man hohe und niedrige Politik. Friede ist machbar und manipulierbar geworden, das Wort Friede heißt im einen Lager der Weltmächte genau das Gegenteil wie im andern. Man muß sich fürchten vor diesem Wort. Frieden ist Krieg, heißt es „1984". Soweit kann das Menschliche entmenscht werden. Friede ist ursprünglich der eigentlich menschliche Zustand. Ist der Friede verfälscht, ist das Menschsein gefährdet.

Dann aber muß die Wiederherstellung des Menschlichen der rechte Friede sein. Und der muß anfangen im Wesenskern unsres Menschseins. Wir nennen diesen Neuanfang: Glauben. Wo wir unser Herz Christus zuwenden, da hat uns der Heilige Geist erfüllt. Da fängt der wahre Friede an. Und der hat kein Ende, darum ist er selbst das Ende des größten aller Schrecken: des Todes. Friede ist Leben; Pfingsten ist Ewigkeit.

Ulrich Mann

FERDINAND OETER

Familie und Sozialstruktur in der Industriegesellschaft

Im Verlaufe der industriellen Revolution ist ein tiefgreifender Wandel der Rechtsanschauungen eingetreten, durch den zahlreiche Rechte, die früher von der Familie, der Gemeinde, der Grundherrschaft, der Kirche, von Berufsvereinigungen nach Art der Gilden und Zünfte und von anderen intermediären Gewalten ausgeübt wurden, auf das Individuum verlagert worden sind[1]). Gleichzeitig haben aber auch die teilweise erst neu entwickelten, teilweise auch nur weiter ausgestalteten Methoden des kollektiven Schutzes gegen die Wechselfälle des Lebens — mögen sie nun mehr den Charakter der Individualversicherung oder der Sozialversicherung tragen oder sich sogar unter verschiedenen Benennungen recht weit von einer rechnerisch sauberen Risikoversicherung entfernen — die Grenzen für die individuelle Gestaltung des persönlichen Lebensraumes in einer ehedem unbekannten, ja geradezu unvorstellbaren Weise erweitert[2]).

Die dem Individuum nunmehr zustehenden Freiheitsrechte finden ihre Grenzen vielfach nur noch an dem in enger Relation zu unterschiedlichen persönlichen Anlagen stehenden individuellen Leistungsvermögen, wobei allerdings der Begriff „Leistung" völlig wertneutral aufgefaßt werden muß. In diesem Sinne bezeichnet er ebenso das Vermögen zu objektiven Wertschöpfungen wie zu egoistischem Gewinnstreben auf Kosten anderer mit der ganzen Breite der zwischen diesen beiden Polen liegenden Möglichkeiten.

In besonders starkem Maße ist von dieser Entwicklung die Institution der Familie betroffen und verändert worden; denn sie hat dabei weitgehend ihren ursprünglichen Charakter als umfassende Lebensgruppe verloren, wie er sich früher vor allem in der gemeinsamen Erarbeitung des Lebensunterhaltes durch die Gesamtheit der Familienangehörigen ausgewirkt hatte[3]).

Zweifellos handelt es sich nun auch heute noch bei den der Familie verbliebenen Funktionen, wie beispielsweise bei den mit der Elternschaft zusammenhängenden Aufgaben, um zentrale und — wenigstens nach unseren kulturellen Vorstellungen — völlig unabtretbare und unablösbare Pflichten[4]). Aber diesen Pflichten stehen nur noch in beschränktem Umfang besondere, an die Existenz der Familie und die Erfüllung ihrer Pflichten anknüpfende Rechte gegenüber. Dieses Fehlen von Rechten wird nur unzureichend dadurch aufgewogen, daß in der neuen Familie als einem Intim-Verband ganz eigener Art besonders enge persönliche Bindungen bestehen, die Verzichte und Opfer und gegenseitige Rücksichtnahme in einem Maße ermöglichen, wie das sonst in unserer von der Ratio gesteuerten modernen Massengesellschaft kaum noch vorkommt.

Die Wirksamkeit solcher Kräfte der Bewahrung muß man als eine selbstverständliche und letztlich völlig unersetzliche Grundlage der Familienexistenz betrachten. Doch darf man auf der anderen Seite auch nicht übersehen, daß die Familie nicht isoliert in der Welt steht, sondern in ein soziales Kraftfeld eingefügt ist, das von der mobilen modernen Massengesellschaft bestimmt und durch eine ständige Veränderung der Lebensbedingungen gekennzeichnet ist. Familie und Gesamtgesellschaft stehen in dauernder Wechselwirkung zueinander, was sich nach René König dahingehend auswirkt, daß die Gesellschaft die Gestalt der Familie prägt und formt, während die Familie ihrerseits der Gesellschaft nach bestimmten Sozial- und Kulturmustern geformte Menschen zuführt, ohne die keine Gesellschaft auf die Dauer zu existieren vermag[5]).

Die weithin verbreiteten Vorstellungen von den Kräften, die aus dem gesellschaftlichen Raum auf die Familie einwirken, und der Art und Weise, wie die Familie durch sie in ihrer Struktur und in ihren Funktionen bestimmt und verändert wird, halten einer exakten Nachprüfung nicht stand. Vor allem wird viel zu wenig beachtet, in welch starkem Maße sich das die Familie beeinflussende allgemeine soziale Milieu in relativ kurzer Zeit verändert hat[6]).

1. Wandlungen in der Beschaffung des Lebensunterhaltes

In der alten (patriarchalischen) Familie kam der gemeinsamen Erarbeitung des Lebensunterhaltes eine große, vielfach geradezu zentrale Bedeutung zu. Wohn- und Arbeitsstätte dieser alten Familie standen in der Regel in engster räumlicher Verbindung miteinander, was dem Familienzusammenhalt sehr zugute kam. Ferner ermöglichten und erforderten die damaligen Arbeits- und Wirtschaftsmethoden die Verwendung sehr unterschiedlich befähigter Arbeitskräfte. Unter diesen Umständen konnten Kinder bereits in einem Alter, das wir heute noch dem „Spielalter" zurechnen würden, zu nutzbringenden Arbeiten herangezogen werden. Unter mehr oder minder harter Zucht mußten sie sich fortschreitend die Kenntnisse und Fähigkeiten aneignen, die sie auf der nächsten Arbeitsstufe und im weiteren Verlauf des Lebens brauchten, um die ständig wachsenden Anforderungen zu bewältigen. Ebenso schied der Mensch im Alter nicht abrupt durch „Pensionierung" oder „Invalidisierung" aus dem Arbeitsprozeß aus, sondern Schritt für Schritt. Gemäß seinen entweder bereits vorhandenen oder noch verbliebenen Kräften und Fähigkeiten mußte jeder das leisten, wozu er gerade imstande war. Da zudem in der Regel allein der „Hausvater" berechtigt war, über den Gesamtbesitz einer Familie zu verfügen, waren innerhalb der Familie ähnliche Voraussetzungen für eine einheitliche Willensbildung gegeben, wie wir sie heute nur mehr in der rationalen Atmosphäre des Betriebes antreffen[7]). Allerdings kamen sie wohl nur dort zum Tragen, wo der Hausvater auch über die notwendigen Führungsqualitäten verfügte. Wo diese

fehlten, war es um die „Wirtschaft", d. h. das Hauswesen und die Bedürfnisbefriedigung der Familie entsprechend schlecht bestellt. Da zudem viele Familien nur über einen unzureichenden Besitz verfügten, gab es in der vorindustriellen Vergangenheit Armut in einem Ausmaß, wie wir es uns heute kaum noch vorzustellen vermögen. Es gab sie nicht nur in Gestalt eines überaus zahlreichen städtischen und ländlichen Proletariats oder in Gestalt der sogenannten „Fahrenden", heimatloser Nomaden, die immer wieder Zustrom durch sozial Gescheiterte aus der seßhaften Bevölkerung fanden, sondern es gab sie sogar in Gestalt von organisierten Banden bettelnder Kinder, die halb Europa unsicher machten. Nichts wäre also falscher als eine Idealisierung der vorindustriellen Lebensverhältnisse, wie man sie bei Sozialromantikern immer wieder antrifft. Nicht einmal von der Moral der alten „christlichen" Familie wird man ohne Einschränkung behaupten können, daß sie generell besser als die heutige Familienmoral gewesen sei, denn die strengere Befolgung der zehn Gebote war zu einem guten Teil lediglich das Ergebnis eines sehr harten Zwanges, wobei vor allem Übertretungen des 6. Gebotes so schwer geahndet wurden, daß es wahrscheinlich nie an abschreckenden Beispielen gefehlt hat. Und wenn Vergehen gegen die Gebote, die Eigentum und soziales Verhalten betreffen, ebenfalls sehr streng bestraft wurden, so waren sie doch schon deshalb weit häufiger als heute, weil damals die Not, die bekanntlich kein Gebot kennt, viel größer als heute war, so daß selbst härteste Strafandrohungen häufig wirkungslos blieben.

Wenn also die heutige Familie auf einigen Gebieten versagt oder doch zu versagen scheint, auf denen die alte patriarchalische Familie sich bewährte, so sollte man sich, ehe man hierüber moralisch urteilt, zunächst einmal mit aller Gewissenhaftigkeit vor Augen führen, was hierbei alles im Spiele ist[8]).

2. Die veränderte Stellung des Kindes

Durch die technischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte, noch mehr aber wohl durch die Besonderheiten ihrer Arbeitsverfassung haben die hochindustrialisierten Völker eine noch vor kaum einem Menschenalter als unlösbar geltende Aufgabe gelöst: die Armut in dem Sinne, daß eine soziale Klasse lebenslang von Not und Elend verfolgt wird und Mangel an den notwendigsten Lebensgütern leidet, ist beseitigt worden. Gleichzeitig ist durch mehr oder minder folgerichtige soziale Maßnahmen dafür gesorgt worden, daß auch im Fall von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität und Alter der notwendige Lebensbedarf gedeckt werden kann. Uneinheitlich und problematisch ist dagegen die Behandlung der Familie durch die Gesellschaft. Einerseits werden Kinder mehr oder minder als eine Privatangelegenheit des einzelnen, d. h. der einzelnen Familie betrachtet, auf der anderen Seite wird auf die steigende wirtschaftliche Belastung, die Kinder heute mit sich bringen, hingewiesen und soziale

Hilfe für Kinder gefordert. Was es mit diesen Auffassungen für eine Bewandtnis hat, läßt sich nur auf Grund einer sorgfältigen Gesamtanalyse ermitteln.

Dabei muß zunächst einmal beachtet werden, daß Kinder in der heutigen Familie generell keinen wirtschaftlichen Aktivposten mehr darstellen, sondern — immer nur vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet — ausschließlich belastend wirken. Kinderarbeit wird heute auch dort, wo sie innerhalb familieneigener Wirtschaften erfolgt, wie etwa auf dem Bauernhof, zunehmend durch gesetzliche Maßnahmen eingeschränkt und mehr und mehr unmöglich gemacht. Vor allen aber nehmen die Ansprüche der Schule und der Berufsausbildung in einem solchen Umfange zu, daß sie nachgerade alle Kräfte des Kindes und Jugendlichen binden. Zwar ist auch das Interesse der Familien an einer verbesserten Ausbildung ihrer Kinder mittlerweile so gestiegen, daß nur noch selten Zwangsmaßnahmen gegen uneinsichtige und unbelehrbare Eltern notwendig sind. Aber grundsätzlich sind es doch die von der Gesellschaft aufgestellten Bildungsnormen sowie die Anforderungen, die von den Arbeitgebern an die Absolventen der verschiedenen Schulen und Bildungsinstitute gestellt werden, die diese Entwicklung erzwungen haben. Es hat sich eben immer eindeutiger gezeigt, daß die Leistungsfähigkeit von Wirtschaft und Verwaltung in entscheidendem Maße von der Qualität der Bildung abhängt, die auf den Schulen vermittelt wird. Diese Bildung können aber nur Kinder und Jugendliche erwerben, die ihre Kräfte nicht mehr oder minder vollständig anderen Arbeiten widmen müssen[9]). Auf diese Weise wird heute die Familie mit Kosten für den Lebensunterhalt und die Erziehung ihrer Kinder belastet, die — unter Berücksichtigung der derzeitigen Steuererleichterungen und Kindergelder — je Kind im Mittel etwa ein Zehntel des lebenszeitlichen Einkommens der Eltern ausmachen[9]).

3. Die unterschiedliche Kinderzahl und ihre Wirkungen auf die Sozialstruktur

Die Kinderzahl der einzelnen Familien ist von jeher sehr unterschiedlich gewesen. In der vorindustriellen Familie beruhte das aber weniger auf unterschiedlichen Geburtenzahlen als auf unterschiedlicher Sterblichkeit. So starben beispielsweise an Diphterie früher oft innerhalb weniger Tage sämtliche Kinder einer Familie. Andere Familien wurden durch den tödlichen Verlauf von Erkrankungen der Säuglingszeit oder des Kleinkindesalters wie Masern, Scharlach, Keuchhusten schwer getroffen. Selbst im Jugendalter war die Sterblichkeit noch unvergleichlich viel höher als heute, wobei es der Zufall mit sich brachte, daß die eine Familie völlig dezimiert wurde, während die andere von Schicksalsschlägen verschont blieb.

Demgegenüber ist die niedrige Kinderzahl der meisten heutigen Familien fast ausschließlich ein Ergebnis rationaler Überlegungen. Auch Kinderlosig-

keit ist keineswegs immer Schicksal, sondern vielmehr oft die Folge langjähriger Anwendung konzeptionsverhütender Maßnahmen, deren mögliche Folgen nicht beizeiten bedacht wurden. Gegenwärtig bleibt in Westdeutschland annähernd ein Viertel der Frauen (und ein etwas kleinerer Hundertsatz der Männer) zeitlebens kinderlos, während je ein Viertel ein oder zwei oder drei und mehr Kinder hat. Nur ein Viertel aller Frauen wird also dreimal und öfter Mutter, aber auf dieses eine Viertel entfallen mehr als die Hälfte aller Kinder[10]).

Will man nun ermitteln, welchen Einfluß diese unterschiedlichen Kinderzahlen auf die Sozialstruktur der Gegenwartsgesellschaft ausüben, so muß man sich zwei Grundsatznormen der modernen Wirtschafts- und Sozialpolitik vor Augen führen:

1. Entlohnung und Einkommen sollen so weit wie nur irgend möglich mit der persönlichen Leistung in Einklang stehen.

2. Der überindividuelle Schutz gegen die Wechselfälle des Lebens wie Krankheit, Invalidität, Arbeitslosigkeit und Alter soll so vollkommen und lückenlos wie nur irgend möglich sein, wobei grundsätzliche Unterschiede in den Auffassungen nur insoweit bestehen, als die einen den Schutz mehr durch sogenannte „Privat-" und die anderen mehr durch „Sozialversicherung" gewährt wissen wollen.

Durch diesen kollektiven Versicherungsschutz unterscheidet sich die gegenwärtige Gesellschaft ganz grundsätzlich von der vorindustriellen, in der es als selbstverständlich galt, daß auf der einen Seite der Gesamtarbeitsertrag der in Familien zusammenlebenden Individuen ausschließlich der Familie zufloß und die Verfügung darüber dem diese Familie mehr oder minder selbstherrlich repräsentierenden Familienoberhaupt zustand, während es andererseits auch zum Verantwortungsbereich der Familie gehörte, die Lebensbedürfnisse der einzelnen Familienmitglieder in gesunden und kranken Tagen aus diesem gemeinsamen Ertrag zu befriedigen.

Während also die ursprünglich gegebene Kooperation der Familienmitglieder, die nahezu alle Altersstufen umfaßte, die soziale Stellung der Familie stärkte und festigte, führt die gegenwärtige Belastung der Familien durch die Unterhalts- und Ausbildungskosten der Kinder unausweichlich zu einer der jeweiligen Kinderzahl der Familie proportionalen Minderung ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit und einer entsprechenden Minderung ihrer sozialen Stellung und Geltung. Im einzelnen bedeutet das:

1. In jeder Sozialschicht, mit Ausnahme vielleicht der obersten, müssen die Eltern von drei und mehr Kindern von ihrem mehr oder minder leistungsgerecht erzielten lebenszeitlichen Einkommen rund ein Drittel bis zur Hälfte für Lebensunterhalt und Berufsausbildung ihrer Kinder abzweigen.

2. Die modernen Methoden des Kollektivschutzes gegen die sogenannten Wechselfälle des Lebens und die sozial unverbindlichen Methoden der Massenbeeinflussung durch Konsumwerbung führen dazu, daß die Kinderlosen und

Kinderarmen — zumindest in den breiten Schichten der Bevölkerung — den ihnen im Vergleich mit den Kinderreichen zufallenden Einkommensüberhang im wesentlichen zu einer Steigerung des Konsums an solchen Gütern verwenden, die in ihrer Dringlichkeit weit hinter denen zurückbleiben, für die das Einkommen der Gruppe 1 gerade noch ausreicht[11]).

3. Insbesondere fehlt es den unter dem Prestigedruck der modernen Verbrauchergesellschaft stehenden Angehörigen der Gruppe 1 sehr häufig an ausreichenden Mitteln für eine der Begabung ihrer Kinder entsprechende Ausbildung, ganz abgesehen davon, daß sie außerstande sind, Dauervermögen zu bilden und es ihren Kindern zu hinterlassen, womit ihnen ein auch in der Industriegesellschaft besonders wesentlicher Raum der freiheitlichen Lebensgestaltung verschlossen bleibt.

4. Die Diskrepanz zwischen Sparmöglichkeiten und Sparwillen der unter 1 und 2 genannten unterschiedlichen Gruppen führt zwangsläufig dazu, daß ein immer größerer Teil der riesigen Investitionen der Industriegesellschaft in wenigen Händen akkumuliert wird und die ersehnte breite Vermögensstreuung nicht zustande kommen kann. Das ergibt sich insbesondere daraus, daß die überwiegende Mehrzahl jeder Generation immer wieder von einer Minderzahl überlasteter Eltern abstammt, wobei es sich nicht um eine Zufälligkeit, sondern um eine gesetzmäßige mathematische Konstante handelt. Die hier liegenden Probleme warten noch immer auf eine systematische Durchleuchtung mit den Methoden der modernen empirischen Sozialforschung, von der sie bisher sehr stiefmütterlich behandelt wurden. Was bisher an statistischem Material vorliegt, bezieht sich im allgemeinen nur auf verhältnismäßig belanglose Nebenerscheinungen des großen Neuformungsprozesses, der die Grundfesten unseres Gesellschaftsaufbaues verändert. Nur hin und wieder lichtet sich der Schleier, der bisher noch den Blick auf das Wesentliche verhüllt.

So hat man z. B. die soziale Lage der Studierenden an der Universität Frankfurt untersucht und aus dem dabei gewonnenen Zahlenmaterial auf Grund falscher Berechnungen zunächst geschlossen, daß die Chancen, ein Studium zu absolvieren, für Jugendliche mit Geschwistern nicht geringer seien als für Einzelkinder, mußte dann aber feststellen, daß sich unter den Studierenden der Universität Frankfurt zweieinhalb mal mehr Einzelkinder befanden, als der statistischen Erwartung entsprach, wohingegen die Zahl der Studierenden aus Ehen mit vier lebendgeborenen Kindern nur zwei Drittel und aus Ehen mit fünf und mehr lebendgeborenen Kindern sogar nur ein Viertel der statistischen Erwartung betrug[12]). Wenn dieses Zahlenverhältnis generell für alle Universitäten und Hochschulen zutreffen sollte, was nur auf Grund entsprechend breit angelegter Erhebungen ermittelt werden könnte, dann würde das bedeuten, daß die Chance zu studieren gegenüber Einzelkindern bei drei Geschwistern auf ein Viertel und bei vier und mehr Geschwistern auf ein Zehntel vermindert ist, was sich schwerlich noch mit den Prinzipien demokratischer Rechts- und Chancengleichheit vereinbaren ließe.

Nicht minder alarmierend sind die gerade in letzter Zeit wieder bekanntgewordenen Tendenzen zu einer geradezu ungeheuerlichen Kapitalkonzentration[13]). Wenn man sie mit einem fehlerhaften Aufbau des Gesetzes über die Neubildung von Kapitalgesellschaften und bergrechtlichen Gewerkschaften vom 12. November 1956 (BGB I 5.844) zu erklären und die Vorstellung zu erwecken versucht, daß wir nur bessere Gesetze über Kapitalverkehr und Kapitalgesellschaften brauchten, um künftig ähnliches zu vermeiden, so offenbart sich darin die ganze Hilflosigkeit mancher Politiker gegenüber einer Entwicklung, deren Ursachen weit tiefer reichen. In Wirklichkeit sind diese Vorgänge nämlich nur Symptome dafür, daß durch die Lähmung der wirtschaftlichen Assimilationskraft der Familie die riesigen, vielfach im Vorgriff auf weitere wirtschaftliche Entwicklungen vorfinanzierten Investitionen nicht in persongebundenes Dauereigentum übergehen können und daß auf diese Weise quasi herrenloses Gut entsteht, das geradezu einen Zugriff herausfordern muß, wobei diejenigen, die diesen Zugriff wagen, durchaus nicht immer verantwortungslose Spekulanten sind, sondern häufig hochbegabte Unternehmernaturen und Organisatoren. Auf jeden Fall aber erscheint die Vorstellung mehr als fragwürdig, daß man ihnen mit immer engmaschigeren Gesetzesbestimmungen das Handwerk legen könne, solange das Grundproblem ungelöst bleibt.

4. Jenseits der Statistik

Neuerdings fordert man immer dringlicher, daß Regierung und Parlament eine bessere statistische Erfassung der sozialen Situation der Familien veranlassen und die dafür nötigen Mittel bereitstellen[14]). An eine solche Untersuchung knüpft man zum Teil sehr hochgespannte Erwartungen. Diese Hoffnungen werden mit hoher Wahrscheinlichkeit deswegen enttäuscht werden müssen, weil die Familie, wie es bereits Schleiermacher überaus treffend ausgedrückt hat, die „Totalität alles dessen ist, was sonst nur gespalten vorhanden ist, der Geschlechter sowohl wie der Alter“[15]). Ja, diese Totalität reicht in Wirklichkeit noch viel weiter, so daß man jetzt sogar schon bei Vertretern der Wirtschaftswissenschaften auf die Erkenntnis stößt, daß sich im Haushalt — und das ist zwar nicht ausschließlich, aber in erster Linie der Familienhaushalt — der eigentliche Sinn allen Wirtschaftens erfülle.

Eine empirische Wissenschaft, wie das in besonderem Maße die Statistik ist, kann aber immer nur Einzeltatbestände erfassen. Die gesamte soziale Wirklichkeit auch nur entfernt einzugrenzen, daran hindert sie einfach die Fülle der Tatsachen. Zudem vermag eine empirische Wissenschaft niemandem, also auch dem Gesetzgeber nicht, zu sagen, was er soll, sondern nur, was er kann und — unter besonderen Umständen — was er will[16]). Empirisches Wissen kann also niemals Wertentscheidungen überflüssig machen, sondern dieses Wissen

selbst kann umgekehrt nur gewonnen werden, wenn vorher Wertentscheidungen getroffen worden sind, wobei bereits die Auswahl eines Untersuchungsobjektes eine Parteinahme für diesen Gegenstand und damit notgedrungen gegen einen andern in sich schließt[16]).

Man wird einwenden, daß die hier in Frage kommenden Wertentscheidungen längst getroffen seien, nachdem nicht nur die Bundesregierung, sondern alle im Parlament vertretenen Parteien von rechts bis links lautstarke Bekenntnisse zur Familie abgegeben haben und immer wieder abgeben. Leider ist es aber damit nicht getan. Die Familie ist nämlich nicht ein eindeutig begrenzter und ein für allemal klar definierter „Wertbegriff", sondern ein geschichtlich wandelbares Gebilde, in dem eine Vielzahl von Werten verwirklicht ist oder an ihrer Verwirklichung gehindert wird. Nur die Einzelwerte können im übrigen auch klar definiert und mit den Methoden der empirischen Sozialwissenschaften auf ihre Verwirklichungsmöglichkeiten geprüft werden, woanders nicht das Bekenntnis zur Familie eine leere Phrase bleiben soll, in die jeder hineinlegt, was ihm im politischen Tageskampf opportun zu sein scheint. Wenn das verhindert werden soll, dann müssen klar abgegrenzte Einzelfragen zur Diskussion gestellt werden, die der wissenschaftlichen Begrenzung zugänglich sind. Diese wird dann auch die Frage der Geeignetheit der Mittel bei gegebenem Zweck mehr oder minder klar beantworten können. Sie wird, „natürlich immer innerhalb der Grenzen unseres jeweiligen Wissens, die Folgen feststellen, welche die Anwendung der erforderlichen Mittel neben der eventuellen Erreichung des beabsichtigten Zweckes, infolge des Allzusammenhanges alles Geschehens haben würde" [16]). Sie bietet „alsdann dem Handelnden die Möglichkeit der Abwägung dieser ungewollten gegen die gewollten Folgen seines Handelns und damit die Antwort auf die Frage: was *‚kostet'* die Erreichung des gewollten Zweckes in Gestalt der voraussichtlich eintretenden Verletzung anderer Werte?" [16]).

5. Die Familie als Erziehungs- und Bildungsgemeinschaft

René König hat, vielleicht etwas überscharf pointiert, erklärt, daß die Familie der Gesellschaft „immerfort neues Menschenmaterial zur Verfügung" stelle, denn „die allgemein-erzieherische, seelische und kulturelle Grundgestaltung des Menschen kann einzig in der Familie vollzogen werden" [17]). Die Frage, ob und inwieweit die Familie dieser Aufgabe unter den heutigen sozialen Umständen in zufriedenstellender Weise gerecht zu werden vermag, ist nicht leicht zu beantworten. Auf jeden Fall sind von den verschiedensten Seiten sehr erhebliche Mängel aufgezeigt worden, die zu großer Besorgnis Anlaß geben.

So haben in letzter Zeit sowohl Psychologen wie Ärzte darauf hingewiesen, daß bereits im Säuglings- und Kleinkindesalter schwere Fehlentwicklungen eingeleitet werden, wenn, wie es immer häufiger vorkommt, Mütter die Pflege der Kinder wechselnden Personen überlassen und selbst anderen Beschäftigungen nachgehen[18]). Es spricht mancherlei dafür, daß die damit gesetzten Schäden zeitlebens nicht wieder ausgeglichen werden können. Auf jeden Fall gehören zu ihnen die mannigfaltigsten Fehlhaltungen und -handlungen — erinnert sei hier nur an die Halbstarkenexzesse —, ja sogar echte organische Erkrankungen, welche die Leistungsfähigkeit schwer beeinträchtigen.

Weiterhin hat sich gezeigt, daß zahlreiche Erkrankungen bei Frauen mit ihrer Doppelbelastung in Beruf und Familie zusammenhängen. Zahlreiche Ehen zerbrechen an der sich daraus ergebenden Disharmonie, aber auch wo dies nicht der Fall ist, wird die Erziehungskraft der Familie stark beeinträchtigt[19]). Schließlich sei hier nochmals an die außerordentlich unterschiedlichen Ausbildungschancen für Kinder mit mehreren Geschwistern und für Einzelkinder hingewiesen. Es spricht auch hier sehr vieles dafür, daß die Entscheidung über diese Chancen schon sehr frühzeitig, spätestens wahrscheinlich im Vorschulalter fällt[20]). Aber mangels ausreichenden signifikanten Beobachtungsmaterials tappen wir vorläufig vollkommen im Dunklen. Hier wäre also einer der Punkte, wo statistische Ermittlungen dringend am Platze wären. Sollte sich nämlich herausstellen, daß nicht nur der Anteil geschwisterreicher Studierender, sondern ebenso auch der Anteil geschwisterreicher Schüler der weiterführenden Schulen weit hinter ihrem Anteil an den betreffenden jugendlichen Jahrgängen zurückbleibt, dann müßte man darin wohl einen Beweis dafür sehen, daß die kinderreiche Familie ihre Kinder offenbar nicht einmal im vorschulpflichtigen Alter ausreichend in ihrer geistigen Entwicklung zu fördern vermag. Welcher Art die Mangelerscheinungen sind, denen diese Kinder ausgesetzt sind, ließe sich dann mit Hilfe gezielter Untersuchungen, wie sie der Sozialforschung in reicher Auswahl zur Verfügung stehen, genau herausarbeiten. Daß es nicht überflüssig ist, für einen solchen Zweck ausreichende Mittel einzusetzen, bedarf angesichts der Anstrengungen, die die Ostblockstaaten zur Aktivierung aller verfügbaren Begabungen unternehmen, keiner weiteren Begründung.

6. Familie und Eigentumsordnung

Die Bildung breit gestreuten Eigentums ist einer der wichtigsten sozialpolitischen Programmpunkte der Bundesregierung. Bestimmungen, die dem Ziele dienen, die Eigentumsbildung zu fördern, sind in den verschiedensten Gesetzen enthalten; sie kommen aber zu einem großen Teil gerade denen zugute, denen gar nicht so sehr an einer Bildung dauerhaften Eigentums liegt,

sondern nur an der Ausschöpfung von Steuervorteilen und Prämien für einen nur zeitlich begrenzten Konsumaufschub. Auf diese Weise paralysieren sich die im positiven Recht niedergelegten Bestimmungen teilweise wieder selbst. Eine relativ konsequente Förderung des dauerhaften Eigentums erscheint eigentlich nur im Familienheimgesetz (2. Wohnungsbaugesetz) gewährleistet.

Statistisch wird man den Auswirkungen der einzelnen gesetzlichen Bestimmungen zur Förderung der Eigentumsbildung vor allem deswegen nicht nachgehen können, weil es dazu einer weitgehenden Offenlegung der Privatsphäre bedürfte, eine Voraussetzung, die der Gesetzgeber nicht erfüllen kann, ohne Rechtsgüter verletzen zu müssen, die in der freiheitlichen Demokratie einen außerordentlich hohen Rang einnehmen. Dennoch sollte es möglich sein, das hier herrschende Dunkel wenigstens insoweit zu lichten, als das für eine bessere Koordinierung und gegebenenfalls Ergänzung der derzeitigen Bestimmungen unerläßlich ist; denn diese sind mehr oder minder alle im parlamentarischen Spiel als Kompromisse aus höchst heterogenen Absichten und Interessenlagen zustande gekommen, was verständlich macht, daß sie das angestrebte Ziel keineswegs immer mit den jeweils zweckmäßigsten Mitteln und mit dem geringsten Aufwand zu erreichen versuchen. Es dürfte daher an der Zeit sein, an geeignete Institute, wie sie etwa die Sozialforschungsstellen darstellen, ausreichend dotierte Forschungsaufträge zu erteilen, um in Zukunft dem Gesetzgeber stichhaltiges Material an die Hand geben zu können. Für derartige Untersuchungen bieten sich im übrigen eine ganze Reihe erprobter nichtstatistischer Methoden an, denen ein hoher Sicherheitsgrad eignet. Wichtig erscheint es allerdings, daß die Untersuchungen von vornherein breit genug angelegt werden, was beispielsweise bedeuten würde, daß sie u. a. auch

---

Es gibt eine gute, fruchtbare, fast möchte man sagen: fröhliche Einsamkeit, in der der Mensch, für sich allein, in die Stille und Besinnung geführt wird, in der er „zu sich selbst kommen" kann. Auf den Höhepunkten solcher stiller Stunden steht er als einzelner vor Gott.

Ganz anders die Einsamkeit, von der die beiden Fotos auf dem neben dieser Seite eingehefteten Bildblatt erzählen: das Allein-Sein inmitten von Menschen — gerade auch unter vergnügten Menschen. Sie gebiert das trostlose Gefühl der Verlassenheit. Diese Einsamkeit spricht aus den Zügen des Mädchens, das im Tanzlokal allein am Tisch sitzt, aber auch — wenn auch wieder in ganz anderer Weise — aus den Augen des Buben auf der Bank, der von seinem erwachsenen Begleiter unbeachtet sich selbst überlassen ist. Am Ende dieser Einsamkeit steht die Verzweiflung.

Beide Bilder zeigen, wie sehr wir es oft an Liebe fehlen lassen.

Foto
Thomas Höpker-alpha

EINSAMKEIT

Foto
Thomas Höpker-alpha

die Auswirkungen der Steuerpolitik und der Steuertarife auf die Bildung von kleinem und mittlerem Eigentum einbeziehen müßten.

Es wäre um die Zukunft unseres Volkes schlecht bestellt, wenn es weiterhin wie bisher einflußreichen Kreisen gelingen sollte, wirksame Maßnahmen zur Lösung der hier dargestellten Probleme zu verhindern. Denn diese Probleme werden mit der weiteren Expansion der Marktwirtschaft eher größer als kleiner werden, sie werden also nicht dadurch an Bedeutung verlieren, daß man sich jetzt an ihnen vorbeizuschleichen bemüht. Fürs erste wäre schon viel gewonnen, wenn es endlich zu einer breiten, freimütigen Diskussion käme, damit alle wesentlichen Gesichtspunkte zu Gehör gebracht und vorurteilslos geprüft werden können.

Literatur: [1]) *Otto Brunner*, Neue Wege der Sozialgeschichte. Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1959. — *René König*, Changes in the Western Family. Transactions of the Third World Congress of Sociology, Vol IV S. 63 ff. — [2]) *Ferdinand Oeter*, Familie und Gesellschaft unter dem Einfluß des Industriekapitalismus. Schmollers Jahrbuch 77. Jahrg. 5. Heft, S. 513 ff. — [3]) Vgl. Anmerkung 1. — [4]) *Gerhard Wurzbacher*, Leistungen und Leistungsbehinderung der Familie in der modernen Gesellschaft, in: Die ökonomischen Grundlagen der Familie in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Veröffentlichungen der Gesellschaft für sozialen Fortschritt, Bonn. Berlin 1960 — [5]) *René König* in: Gehlen/Schelsky, Soziologie, Düsseldorf/Köln 1956. — [6]) *Otto-Heinrich v. d. Gablentz*, Lebensgruppen erster Ordnung, in: Handbuch der Soziologie, hrsg. v. Werner Ziegenfuß, Stuttgart 1956. — [7]) *Otto Brunner* a. a. O. — [8]) *Helmut Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, 2. Aufl., Stuttgart 1954. — [9]) *Ferdinand Oeter* (Hrsg.), Familie im Umbruch, Gütersloh 1960. — [10]) *Karl Freudenberg*, Quantitative Betrachtung des generativen Prozesses, in: Die ökonomischen Grundlagen der Familie in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Vgl. Anmerkung 4. — [11]) Vgl. Anmerkung 2. — [12]) *Karl Freudenberg*, a. a. O. — [13]) *Karlheinz Gierden*, Konzentration des Eigentums. Soziale Ordnung, 14. Jahrg., Febr. 1960, S. 26. — [14]) Antrag der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Familienorganisationen. dpa-Meldung. — [15]) *Friedrich Daniel Schleiermacher*, zit. nach Werner Sombart: Die Grundformen des menschlichen Zusammenlebens, in Vierkandts Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1931. — [16]) *Max Weber*, Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, in: Max Weber, Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik, Stuttgart 1956. — [17]) Vgl. Anmerkung 5. — [18]) *Wolfgang Metzger*, Die Grundmauern zu Fröbels Haus, Blätter des Pestalozzi-Fröbel-Verbandes, Jahrg. 3 (1952) Heft 6, Jahrg. 4 (1953) Heft 1—3. — *René Spitz*, Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen. 2. erweiterte Aufl. Stuttgart 1959. — *Heise, Joppich, Löffler, Nitsch*, Bedrohte Kinder in der industriellen Gesellschaft, Hannover 1959. — [19]) *Wolfgang Metzger*, Der Auftrag des Elternhauses, in Oeter (Hrsg.) Familie im Umbruch, Gütersloh 1960. — [20]) Vgl. Anmerkung 9.

HERMANN NOACK

Von der Wissenschaftsgläubigkeit des modernen Menschen

als einer Gefahr der zweiten Aufklärung

In einem Vortrag vor der Europäischen Rektorenkonferenz 1959 in Dijon führte der Rektor des Clare-College in Cambridge, Sir Eric *Ashby*, unter anderem aus:

„Das unermeßliche Prestige der Wissenschaft, besonders unter denen, die nicht verstehen, worum es bei der Wissenschaft letztlich geht, birgt eine Gefahr in sich. Sie liegt darin, daß der Wissenschaftler dazu kommen kann, als Eingeweihter in irgendeinen geheimen Kult, eine zurückgezogene und zurückhaltende Priesterschaft, betrachtet zu werden, dessen Einfluß auf das einfache Volk Europas aus einer abergläubischen Achtung vor seinen Kräften entspringt, nicht aber aus einem Verstehen seiner Arbeit."

Diese Gefahr, meint Ashby, sei in Europa größer als in Amerika oder Rußland; denn — so fährt er fort —,

„die große Mehrheit der Europäer hängt mit ihrem Verständnis der Wissenschaft von Rundfunk, Fernsehen und der volksnahen Presse ab. Diese Mittel der Massenbeeinflussung wenden sich eher an das Gefühl als an den Verstand; sie beschwören Wunder, Überraschung und Furcht eher als Verständnis. Jeder, der versucht hat, durch die Mittel der Massenbeeinflussung den Laien die Wissenschaft verständlich zu machen, weiß, wieviel schwerer es ist, zu lehren als zu unterhalten, und wie gefährlich einfach es für den Wissenschaftler ist, sein Thema priesterlich zu behandeln. Wer zum Beispiel hat jemals von einem Fernsehprogramm gehört, das zeigt, wie oft es der Forschung mißlingt, Entdeckungen zu machen? Es ist wichtig, eine Gefahr abzuwenden, die ausgerechnet dem Prestige der modernen Wissenschaft anhaftet" (FAZ vom 2. XII. 59).

Im Sommer des gleichen Jahres lud die Evangelische Akademie Loccum zu einer Tagung über „Wissenschaftsgläubigkeit und christlicher Glaube" ein und begründete ihr Vorhaben u. a. mit dem Satz: „Die Demokratisierung unseres Wissens führt breite Schichten unseres Volkes in eine neue kritiklose Gläubigkeit an die Wissenschaft . . . Ist diese jetzige Welle einer ‚Zweiten Aufklärung' nicht mithervorgerufen durch die Weitergabe von Forschungsergebnissen?"

Das Beispiel dieser Akademie-Tagung steht nicht allein. Eine der großen verlegerischen Unternehmungen, die mit fortlaufenden Buchreihen die Erkenntnisse der Wissenschaft einem breiten Publikum vermitteln, *„Rowohlts* Deutsche Enzyklopädie", hat im Bewußtsein der damit verbundenen Verantwortung einen neuen Band eigens diesem Problem gewidmet. Es ist das „Lexikalische Register" zu den ersten 75 Bänden, das unter dem Titel *„Die zweite Aufklärung — Enzyklopädie heute"* von Ernesto *Grassi* herausgegeben und mit einer sehr lesenswerten, umfangreichen Einleitung versehen ist. Darin wird der Begriff der Zweiten Aufklärung erläutert und begründet, die ent-

scheidende Frage nach der Möglichkeit einer echten Wissensvermittlung in der demokratischen Massengesellschaft erörtert, das Bildungsbedürfnis derselben anerkannt, der traditionelle Bildungsbegriff jedoch kritisiert und revidiert. Im Zusammenhang damit wird die Form der „Aufklärung" gerechtfertigt, die in den Büchern dieser Reihe versucht wird: nicht bloß Information über angeblich fertige Forschungsergebnisse, sondern Einführung in den wissenschaftlichen Prozeß des „Deutens" und Erkennens. An ausgewählten konkreten Einzelfällen soll in den einzelnen Bänden gezeigt werden, wie sich der Prozeß der Forschung vollzieht. Denn „nur, was an unser theoretisches und methodisches Bewußtsein appelliert, bildet uns, nicht die Übermittlung fertig vorliegender Erkenntnisse".

Ganz ähnlich heißt es in der erwähnten Rede von Ashby: es „muß dem einfachen Menschen etwas von der Sachlichkeit, von der Demut, von dem ‚Versuch-Sein' — wenn ich ein Wort prägen darf — verständlich gemacht werden, die einen Wissenschaftler kennzeichnen, wenn er wissenschaftlich denkt". Wem fällt hierbei nicht der Satz ein, der sich in W. von Humboldts berühmter Universitätsschrift von 1810 findet: es komme alles darauf an, „das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten und unablässig sie als solche zu suchen"? Die Anerkenntnis dieses Prinzips und die Einsicht in den von ihm geprägten Charakter der Wissenschaft wären sicherlich das erste Erfordernis, um einem unverständigen Aberglauben an die „Allmacht der Wissenschaft" zu wehren. Das berechtigte „Prestige" der Wissenschaft und die ihr gebührende „Autorität" brauchten gewiß nicht darunter zu leiden, daß die Wissenschaft auch die grundsätzliche *Fragwürdigkeit des jeweiligen Wissensstandes* eingesteht. Ist es doch, wie K. R. Popper einmal gesagt hat, geradezu die Widerlegbarkeit der Behauptungen, welche kritische Wissenschaft von dogmatischer Ideologie unterscheidet. Diese fordert blinden Glauben, jene ein begründetes Vertrauen. In einer geschichtlichen Zeit, deren Daseinsordnungen so stark auf die Wissenschaft gegründet sind, hängt in der Tat sehr viel an dem Vertrauen, das man ihr entgegenbringt und entgegenbringen darf.

Auch der Wunsch, über ihre Leistungen unterrichtet zu werden, ist verständlich und berechtigt, je mehr — wie *Grassi* ausführt — das Schicksal einer allgemeinen Orientierungslosigkeit als quälend und bedrängend empfunden wird, nachdem sich in den revolutionären Erschütterungen der letzten zwei Jahrhunderte alte Ordnungen aufgelöst und überkommene Werte entwertet haben oder zu haben scheinen. Gerade wissenschaftliche Forschung hat selber seit der Renaissance wesentlich dazu beigetragen, daß das geschah. Wie man sie deswegen angeklagt und lange Zeit verfolgt hat, so erwartet man andererseits von ihr begreiflicherweise, daß sie die Mit-Verantwortung für den Neubau des Zerstörten übernehme. Man hat die Macht und Wirksamkeit der Wissenschaft erfahren und traut ihr nun weithin die Fähigkeit zu, die führende Rolle im Leben zu übernehmen. War es doch eben der Anspruch auf „Wissenschaftlich-

keit", der dem Marxismus als einer säkularen Heilslehre so großen Kredit bei den der christlichen Glaubenswelt entfremdeten Massen verschaffte und dem „wissenschaftlichen Sozialismus" noch heute weltweite Anhängerschaft zuführt! Wie aber wäre das möglich, wenn nicht ein falscher Begriff von Wissenschaft als unfehlbarer Doktrin diese Wirksamkeit hätte ausüben können? Ihn finden wir aber heute nicht nur bei fanatisch überzeugten Marxisten.

Grenzen der Kompetenz

Nun steht die Macht und Wirksamkeit der Wissenschaft außer Frage. Was aber nicht ebenso deutlich zum Bewußtsein gebracht wird, ist die Frage: wie weit darf die Wissenschaft im Ergreifen dieser ihrer Wirkungsmöglichkeit gehen, ohne ihre Befugnis und Leistungsfähigkeit zu überschreiten? Die Vorfrage aber lautet: *Welche Grenzen ihrer Kompetenz* muß die Wissenschaft selbst respektieren, um nicht ungebührlich das ganze Leben zu „verwissenschaftlichen"?

Mit der Verwissenschaftlichung ist anderes und mehr gemeint, als daß alles, was sich erfahren und denken läßt, zum Gegenstand wissenschaftlicher Besinnung und Forschung wird. Grenzen dieser Art kann man der Wissenschaft nicht ziehen; sogar der christliche Glaube, der ganz gewiß etwas völlig anderes als wissenschaftliche Erkenntnis ist und bleiben muß, wird zum Gegenstand der theologischen Wissenschaft. Aber an diesem Beispiel wird auch klar, was es mit solcher „wissenschaftlichen Behandlung" einer Sache wie der des Glaubens auf sich hat, d. h. inwiefern und in welchem Sinne allein es davon eine Wissenschaft geben kann. Denn sie verwandelt den Glauben nicht in Wissen und ersetzt ihn nicht dadurch, sondern die Theologie hebt nur ins auslegend-verdeutlichende Bewußtsein, was es mit dem Glauben, seinem Ursprung, seinem Inhalt und seiner Bewährung auf sich hat. Das theologische „Wissen" ist also ein Wissen von sehr eigener Art, ganz abgesehen davon, daß zur Theologie auch Disziplinen wie die Kirchengeschichte gehören, deren Erkenntnisse nicht dieselbe „Wissensform" haben wie etwa die der „Dogmatik".

Es kommt daher bei der Frage nach der Funktion der Wissenschaft im Gesamtgefüge der Kultur und des Geisteslebens alles darauf an, auf die jeweils besondere *Wissensform* oder Erkenntnisart zu achten, die dem von der wissenschaftlichen Besinnung ergriffenen „Gegenstand" entspricht, sowie darauf, als einen „Gegenstand" welcher Art eine Wissenschaft mit ihren Fragestellungen und Methoden irgend ein Phänomen der komplexen Wirklichkeit angeht und zu begreifen sucht. So kann z. B. der christliche Glaube als „christliche Religion" auch zum Gegenstand profaner Wissenschaften wie der Kulturgeschichte, der Soziologie und der Psychologie gemacht werden. Fraglich ist und bleibt dann freilich, ob und wieweit eine solche Behandlungsweise dem unverzichtbaren Anspruch dieses Glaubens gerecht werden kann. Aber, um es

noch einmal zu sagen, auch die Theologie, die sich darum bemüht, kann den lebendigen Glauben wahrhaftig nicht in eine vermittelnde Form des Wissens auflösen wollen, wenn sie ihre Aufgabe recht versteht. Ebensowenig können aber, recht besehen, noch so überzeugende Erkenntnisse der profanwissenschaftlichen Forschung den Anspruch erheben, es sei gelungen, den Glauben auf die in ihnen faßbaren Ursachen oder Motive zu reduzieren, so daß er „eigentlich" etwas ganz anderes sei, als wofür er sich ausgibt. Ohne „Glaubenserfahrung" wird das freilich nur dann zu widerlegen sein, wenn der Forscher auf Grund strengster wissenschaftlicher Prüfung der Glaubensdokumente spürt, daß sich in ihnen etwas zu Wort meldet, dessen Verständnis und Beurteilung sich der von ihm getätigten Erkenntnisweise entzieht.

Es sind also zwei *Grenzen der Kompetenz*, die schon in dieser kurzen Überlegung sichtbar werden: die Grenze der thematisch und methodisch spezialisierten Einzelwissenschaften gegeneinander, und die Grenze der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt gegen die von ihr behandelte Wirklichkeit. Das Wissen um die eine bewahrt vor der unzulässigen Verallgemeinerung und Absolutsetzung irgend einer Sonderwissenschaft mit den für ihren speziellen Aspekt geeigneten Methoden; das Wissen um die andere vor der Überschätzung des an sich unbezweifelbaren Wertes, den die wissenschaftliche Erkenntnis für das Leben und für das Erleben seiner sinnverschiedenen Dimensionen hat.

Noch ein zweites Beispiel mag dafür angeführt werden. Jakob *Burckhardt* schreibt am Ende seines Vorwortes zum „Cicerone" — der wissenschaftlichen Anleitung zur Betrachtung der Kunstwerke Italiens —: „Das Raisonnement des ‚Cicerone' macht keinen Anspruch darauf, den tiefsten Gedanken, die Idee eines Kunstwerks zu verfolgen und auszusprechen. Könnte man denselben überhaupt in Worten vollständig geben, so wäre die Kunst überflüssig, und das betreffende Werk hätte ungebaut, ungemeißelt, ungemalt bleiben können." In solchen Sätzen wehrt die Wissenschaft selbst der unwissenschaftlichen Meinung, daß alle Bedeutsamkeit von Welt und Mensch in ihre Aussagen eingefangen, daß also Gebilde, in denen eine Wahrheit wie in Kunst und Dichtung „ins Werk gesetzt" (Heidegger) wird, durch ihre Erkenntnis ersetzt werden könnten. Kunsthistorische Beschlagenheit kann den Mangel an künstlerisch-ästhetischer Empfänglichkeit nicht wettmachen; falsch angebrachte wissenschaftliche Unterweisung könnte jedoch sehr wohl über diesen Mangel hinwegtäuschen. Damit ist — um bei dem Beispiel zu bleiben — nichts gegen den großen Wert kunstwissenschaftlicher Interpretation gesagt; sie muß sich aber immer verbinden mit dem Hinweis darauf, daß ihr eigenes Verständnis an eine Erfahrung gebunden ist, in der sich der Sinn der wissenschaftlichen Interpretation ursprünglich erschließen muß.

Die „intellektuelle Distanz", die dazu gehört, um eine konkrete Erfahrung zum „Gegenstand" der Erkenntnis zu machen und in die Form des Begriffs und des Wissens zu fassen, ist nicht identisch mit der Zuwendung, in der

wir dem Anspruch eines nicht-auch-intellektuellen oder nicht-nur-intellektuellen Erlebnisinhaltes genüge tun. Die Einsicht in diese grenzsetzende Qualität aller verstandesmäßigen, „objektivierenden" Urteilsbildung muß nicht nur der wissenschaftlichen Erkenntnis bewußt bleiben, sondern muß auch in und mit der wissenschaftlichen Darlegung eines „Sachverhalts" ausgesprochen werden. Nur dann schützt sich die Wissenschaft selber gegen den oft und zumeist sogar unberechtigten Vorwurf, daß sie alles mit dem Verstande „zersetze".

Und doch ist die entgegengesetzte Meinung, man könne sich durch die bloß intellektuelle Aneignung der wissenschaftlichen Aussagen nicht nur das Verständnis des Prozesses ihrer Erarbeitung, sondern sogar die eigene, ursprüngliche Erfahrung, aus der auch sie schöpfen muß, ersparen, nicht weniger bedenklich — und sie ist gefährlich, wenn die Bildungssuchenden eine „Aufklärung" verlangen, die sich auf bloßes „Bescheidwissen" beschränkt, weil die Organe für ursprüngliche Erfahrung verkümmert sind. Die Wissensvermittlung verfehlt ihre echte Bildungsaufgabe, wenn sie mit übertriebener Popularisierung das heilsame *Sokrat*ische „Wissen des Nichtwissens" verhindert. Was in intellektuell verfügbare Rationalität verwandelt worden ist, versperrt in dieser Form allzu leicht den Zugang zur unmittelbaren Erfahrung, die erst verstehen läßt, warum die Wissenschaft mit diesen oder jenen Methoden arbeitet und wie ihre Begriffe „begriffen" werden müssen, um mit ihnen das eigentlich Gemeinte zu denken. Es ist die Wissenschaft selbst, die die Verantwortung für die Einsehbarkeit dieses Zusammenhangs trägt.

Geistesgeschichtliche Vorbedingungen der Naturwissenschaft

Hier könnte der Einwand gemacht werden, daß bisher nur mit Beispielen aus den Geisteswissenschaften argumentiert worden sei; mit den Naturwissenschaften verhalte es sich anders. Ihr „Gegenstand", die Natur, sei nicht, wie Dichtung, Kunst und religiöser Glaube, ja auch wie Wirtschaft, Staat, Recht und Moral, ein Phänomen des menschlichen Geisteslebens, dessen Äußerungen als solche zuvor auf diese oder jene Weise „erlebt" und „verstanden" sein müßten, um dann wissenschaftlich „ausgelegt" zu werden. Wissenschaftliche Erwägungen über Recht und Unrecht setzten ursprüngliche Erfahrung von Recht und Unrecht voraus, kunstwissenschaftliche Forschung das Erlebnis und Verständnis wahrer Kunst. Dagegen scheint die Naturwissenschaft, wie wir sie heute betreiben, mit „Naturerlebnis" und „Naturverständnis" gar nichts mehr zu tun zu haben. Denn die mathematisch-experimentelle Forschung fragt nicht mehr nach dem unerkennbaren „Wesen" oder „Sinn" der Dinge und Vorgänge. Und wenn von der Macht der Wissenschaft gesprochen und diese Macht bewundert wird bis zu abergläubischer Verehrung, dann denkt der

„Mann auf der Straße" doch in erster Linie oder gar allein an die Naturwissenschaft und ihre Auswertung in der Technik! Gewiß sollte man die Laienwelt auch mit dem Prozeß der naturwissenschaftlichen Erkenntnis bekannt machen, um sie nicht über den unbegrenzt problematischen Charakter der angeblich für immer feststehenden „Ergebnisse" zu täuschen und dann mit einer für die Laien unverständlichen „Grundlagenkrisis" Verwirrung zu stiften. Bedarf aber die Naturwissenschaft auch jenes Hinweises auf eine Erfahrung, die ihr immer schon vorausliegen muß, um ihr Anliegen und ihre Methode überhaupt zu verstehen? Veranstaltet nicht die Naturwissenschaft ihre Erfahrung erst selber in methodisch geleiteter Beobachtung und Experiment? Mußte nicht diese neuzeitliche Methode der Naturforschung zuvor erdacht worden sein, ehe man die „Erfahrung" machen konnte, auf die sich ihre Aussagen dann berufen müssen?

Nun hat aber auch die Fragestellung und Verfahrensweise der mathematischen Naturwissenschaft ihre geistesgeschichtlichen Vorbedingungen, deren sie sich in ihrer gegenwärtigen Problemlage wieder zu erinnern genötigt findet, um sich einen klaren Begriff von ihrer eigenen Wissensform zu machen, da Kernphysik und Astrophysik eine solche kritische Selbstbesinnung fordern (Grenze der „Objektivierbarkeit", „Komplementaritätsprinzip", Relativitätstheorie usw.). Eines der Elemente, aus denen sich die exakte Naturwissenschaft herleitet, ist die Erfahrung des „Homo Faber", der als Handwerker und Techniker mit der Natur umgeht, Eigenschaften, Kräfte und ursächlichen Zusammenhang der Dinge erforschend, um sie operativ verändern und verfügbar machen zu können (Comte: „Savoir pour prévoir, prévoir pour prévenir, prévenir pour pouvoir"). Nur weil die bei solchem Umgang mit der Natur gemachte Erfahrung jedermann zugänglich, bekannt und vertraut ist, erscheint sie so selbstverständlich und banal, daß ein Appell an dieselbe viel weniger notwendig erscheint als der Appell Jakob Burckhardts an die künstlerische Grunderfahrung.

Es entspringt aber der „operativen" Grunderfahrung der Wunsch, die Natur vollständig zu beherrschen. Als das unter den Bedingungen des christlichen Weltbegriffes sowohl denkbar als auch statthaft erschien, bildete sich das Ideal eines „Herrschaftswissens" (M. Scheler) — eines Wissens, das „Macht" verleiht (Fr. Bacon). Hat sich dessen Methode erst einmal bewährt, dann scheint dem nichts im Wege zu stehen, sie auf alle realen Dinge und Vorgänge anzuwenden. Der „Positivismus" erklärt diese Naturwissenschaft zur Universalwissenschaft. Nur die kritische Einsicht in die Begrenztheit dieses Erkenntnisbegriffs und seine Angewiesenheit auf eine echte, aber nicht totale Grunderfahrung öffnet den Blick dafür, daß noch andere Grunderfahrungen und entsprechende Wissensformen ein gleiches Recht innerhalb des Ganzen unseres Wissens haben. Auch das muß also gesagt werden, wenn die Erkenntnis der Naturwissenschaft so vermittelt werden soll, daß ihre Bedeutung und ihre Tragweite richtig eingeschätzt werden können. Nur dann werden zu hoch gespannte Erwartungen, die sich gerade an die beispielhaft strenge und erfolg-

reiche Naturwissenschaft heften, gedämpft werden können. Auch sie ist nicht, wie es heute weithin geglaubt wird, ein Feld unbegrenzter Möglichkeiten! Es gibt Probleme übergenug, die wir mit dieser Wissenschaft par excellence nicht anpacken und lösen können. Psychologie, Soziologie und Anthropologie nach naturwissenschaftlicher Methode liefern unschätzbare Erkenntnisse auch bezüglich des menschlichen Verhaltens und Zusammenlebens. Die Gesellschafts-, Staats- und Rechtswissenschaften machen von ihnen Gebrauch, aber sie kommen damit nicht aus. Sie bedürfen noch anderer Aspekte. Die notwendige *Spezialisierung der Wissenschaften* hat ihren Grund nicht nur darin, daß man sich bestimmte Gegenstandsbereiche aus der Wirklichkeit herausschneidet, um sie arbeitsteilig desto intensiver zu durchforschen, sondern vor allem darin, daß die Wesensverschiedenheit des Erfahrbaren nur bei Anwendung sinnverschiedener Verfahrensweisen überhaupt im Blick behalten werden kann.

Aufgaben der Wissenschaft in der Zweiten Aufklärung

Zum Verständnis der *Rolle*, die die Wissenschaft in der Zweiten Aufklärung und in der demokratischen Massengesellschaft spielt, ist aber noch ein anderer Gesichtspunkt heranzuziehen. Schon Max Scheler hat darauf aufmerksam gemacht, daß den besonderen Wissensformen jeweils auch bestimmte soziale Lebensformen und Gesellschaftsschichten als deren vorzügliche Träger entsprechen. Die *„Wissenssoziologie"* hat diese Erkenntnis weiter ausgebaut. Karl Mannheim hat nun einleuchtend begründet, daß mit dem Nachweis der sozialen Seins*ver*bundenheit, die durchaus keine zwangsläufige Seins*ge*bundenheit im Sinne der marxistischen Ideologienlehre zu sein braucht, keineswegs der Anspruch strenger Wissenschaft auf „Objektivität" ins Wanken gerät. Die Wissenschaft kann ihre faktischen „Vorurteile" sehr wohl durchschauen und korrigieren; es gibt von den „Denkstilen" selbst eine wissenschaftliche Erkenntnis, in der immer wieder die Schranken durchbrochen werden können, in die sich eine von sozialen Interessen und Idealsetzungen bedingte Sehweise verfängt. Das muß einer gewissen relativistischen und skeptizistischen Beurteilung der Wissenschaft überhaupt und einer soziologisch doktrinären Verurteilung der „bürgerlichen" Wissenschaft entgegengehalten werden.

Auch der nicht wissenschaftlich geschulten Öffentlichkeit kann aber das Verständnis dieser komplizierten Zusammenhänge nahegebracht werden, wenn man ihr nicht nur „Ergebnisse" mitteilt, sondern ihr Einblick in den Prozeß des Forschens und kritischen Denkens gewährt. Andernfalls füttert man das wissenshungrige Publikum mit einem Wissensstoff, der geistig unverdaulich bleibt und zu einer, wie wir leidvoll erfahren haben, gefährlichen Halb- oder Viertelbildung führt. Deren Hauptursache aber ist die über- oder

unterschätzende Verkennung des Wesens und der Rolle der Wissenschaft. In diesem Sinne hat Theodor Heuss auf der Hauptversammlung der Max-Planck-Gesellschaft in Trier 1955 „eine stärkere Disziplinierung im geistigen Raum als eine der wichtigsten Aufgaben" bezeichnet; „denn die in Deutschland grassierende Seuche der populärwissenschaftlichen Publizistik schafft Verwirrung und Unsicherheit".

Die allgemeine *Aufklärung*, die heute betrieben wird, würde wieder, wie die erste, zu einer flachen, bloß intellektualistischen und die Pseudo-Wissenschaft vergötzenden Lebenseinstellung führen, wenn nicht ein kritisches Selbstverständnis der Wissenschaft zu erhellen vermöchte, welchen auch immer nur begrenzten Lebenswert wissenschaftliche Aufklärung haben kann. Die Chance, auf diese Weise den Aberglauben an die Wissenschaft zu zerstören, wäre freilich nur gering, wenn die Wissenschaft selbst ihn dadurch nährte, daß sie nicht energisch genug jener Auffassung entgegenträte, welche strenge Wissenschaft mit dem Begriff des operativen *Leistungswissens* identifiziert. Aus soziologisch begreiflichen Gründen ist es aber gerade dieser Wissensbegriff, der den Interessen und Denkformen der demokratischen Massengesellschaft im technizistischen Zeitalter am besten entspricht und am leichtesten einleuchtet. Sogar auf dem Felde des sozialpolitischen Lebens erwartet man von der Wissenschaft, daß sie aus ihrer Erkenntnis heraus Führungsanweisungen gibt und Korrekturen vorschlägt, um den Daseinsapparat manipulierbar zu machen und schadhafte Teile zu reparieren. Gewiß würde das hochkomplizierte Sozialgefüge ohne Beistand der Wissenschaft gegenwärtig nicht mehr „funktionieren". Sie soll auch nicht mehr in selbstgenügsamer Abgeschlossenheit verharren und sich der Unmittelbarkeit des Lebens dabei entfremden. Der oft behauptete Gegensatz zwischen *„Wissenschaft und Leben"* beruht auf einer verkürzten Vorstellung von der Wissenschaft als einer abstrakten Verstandesfunktion. Sogar dann, wenn sie solche falsch verstandene Reserve üben wollte, könnte sie aber nicht verhindern, daß sie Einfluß auf das praktische Leben ausübte: „Denn Denken ist ein Ferment, das das Eingefahrene aus seinem Gleis wirft, Gewohnheiten und alte Sitten auflöst, den Glauben untergräbt und Skepsis erzeugt" (L. Wirth). Darum muß es der Wissenschaft selbst daran gelegen sein, ihre Wirkung zu kontrollieren und die Rolle, die ihr nolens volens zugefallen ist, in ihren eigenen Begriff aufzunehmen. In der gegenwärtigen Lage bedeutet das, daß ihr die *„Demokratisierung" des Wissens* zu einem *Problem ihres Selbstverständnisses und ihrer Selbstbehauptung* als einer der höchsten Formen des Geisteslebens wird. Ashby in dem zitierten Vortrag meint, das sei „ein Tätigkeitsfeld, das die Russen nachdrücklicher in Angriff genommen haben als wir im Westen. Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR hat ein Institut für die Interpretation der Wissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit." Höchstwahrscheinlich sind weder der Wissenschaftsbegriff noch die Methoden dieses Instituts für uns akzeptabel; aber es geht um das grundsätzliche Problem und seine Dringlichkeit im Zeitalter der „Zweiten Aufklärung".

Wenn es bewältigt werden soll, müssen auch die hohen Schulen der Wissenschaft, die *Universitäten*, ihre Gestalt reformieren. Wenn sie im Zeichen des hochgezüchteten Spezialismus nach einem Wort von K. Jaspers nur „wie ein geistiges Warenhaus" erscheinen, „in dessen Fülle an Angebot ein jeder sich erwerben mag, was er will", dann wird auch der Akademiker — ganz abgesehen von dem Notstand der Überfüllung der Arbeitsräume — nicht mehr viel vom zweckfreien und prinzipiell universalen Geist der Wissenschaft erfahren und in sich entfalten können. Gewiß ist eine Universalität wissenschaftlicher Bildung, wie sie noch W. von Humboldt vorschwebte, heute nicht mehr möglich. Wir haben auch kein eindeutig und klar überschaubares „System der Wissenschaften" mehr. Aber es gibt einen dynamischen Zusammenhalt und ein dem Spezialismus entgegenwirkendes konkretes „Studium Generale", nämlich in der von der komplexen Sache selbst geforderten Kooperation verschiedener Disziplinen. Darin kann man lernen, daß die Vertiefung der Fragen *einer* Einzelwissenschaft auf ihrem Spezialgebiet sie selber nötigt, über ihre Grenzen hinauszuschauen und die Fragen anderer Einzelwissenschaften in ihrem eigenen Kreise zu berücksichtigen, so daß jeweils „diese eine Wissenschaft wie ein Kosmos im Kleinen, wie eine Repräsentanz des Wissens überhaupt erscheinen kann" (K. Jaspers).

Die bei solcher Arbeitsweise erlernbare *Offenhaltung des universalen Horizonts* der Wissenschaft muß nun auch bei der Wissensvermittlung, selbst auf allgemeinverständlicher Ebene und auf „populärem" Niveau, festgehalten und demonstriert werden, wenn daraus nicht ein vulgärer Aufklärungsbetrieb werden soll. Die Stillung der Sensationsgier und die Befriedigung eines sich selbst nicht verstehenden Bildungsdurstes liegen selbstverständlich unter der Würde eines ernsthaften Bestrebens, dem tief berechtigten Orientierungswunsch der Massen genüge zu tun. Die Wissenschaft dient ihm nur, wenn sie es im Bewußtsein ihrer öffentlichen *Verantwortung* und ihres wohlverstandenen Selbsterhaltungswillens tut. Nicht nur mit ihren materiellen Voraussetzungen ist sie auf die Gesellschaft angewiesen.

Aber die Bereitschaft, wissenschaftliche Forschung zu unterstützen und ihr die notwendige geistige Freiheit zu gewähren, darf auch nicht allein von dem Wunsch und der Erwartung motiviert sein, daß die Wissenschaft dem technisch und eudämonistisch vorgestellten Fortschritt dient. Schon die bürgerliche Erwerbsgesellschaft neigt aber dazu, die Förderung des materiellen Lebens und des reibungslosen sozialen Verkehrs für den ausschlaggebenden Sinn der Wissenschaft zu halten, das „Heilige und Schöne" (Hegel) dagegen in die subjektive Innerlichkeit zu verweisen. Der Wissenschaft soll nur die Rolle der psychologisch-soziologischen Erklärung und historischen Schilderung zufallen. Auch in der Massengesellschaft gilt die *Bildung*, sogar wenn sie mehr als bloße „Ausbildung" ist, weithin als eine „Waffe im Daseinskampf" oder als Privatsache der Unterhaltung in den Freizeitstunden. Immerhin verstärkt sich unter dem Eindruck der Monotonie und Sinnentleerung des funktionalisierten

Arbeitsprozesses das Gefühl dafür, daß mit jenen Fragen der dichterischen, historischen, philosophischen und religiösen Welt- und Lebensdeutung etwas Wesentliches auf dem Spiele steht, das in einer nur zweckrationalen Gedanklichkeit nicht aufgeht.

Welche Hilfe ist nun von den sogenannten „Geisteswissenschaften" zu erwarten? Mit den vorangegangenen Überlegungen wurde versucht, prinzipielle Voraussetzungen für die Antwort bewußt zu machen. Die Wissenschaft braucht die nach „Aufklärung" und „Bildung" Suchenden gewiß nicht zu enttäuschen, wenngleich sie einige „Ent-Täuschung" bereiten muß, sofern die in sie gesetzten Erwartungen in eine falsche Richtung gehen. Wenn sie die „Wissensvermittlung" zu verbinden weiß mit der Vermittlung ihres in größter Freiheit und Lebendigkeit kritischen Geistes, wird sie auch Autorität in Anspruch nehmen dürfen und ein „Prestige" wahren können, das gleich weit entfernt ist von magischer Scheu wie von abergläubischer Überschätzung.

Wie genau hängt doch alles zusammen und greifet ineinander auf dem Gebiete des Wissens, so daß man sagen kann, je mehr etwas für sich allein dargestellt wird, um desto mehr erscheine es unverständlich und verworren, indem streng genommen jedes einzelne nur in der Verbindung mit allem übrigen ganz kann durchschaut werden, und daher auch die Ausbildung jedes Teiles von der aller übrigen abhängig ist. Diese notwendige und innere Einheit aller Wissenschaft wird auch gefühlt überall, wo sich bestimmte Bestrebungen dieser Art zeigen. Alle wissenschaftlichen Bemühungen ziehen einander an und wollen in e i n e s zusammengehen ... *F r i e d r i c h S c h l e i e r m a c h e r*

HEINRICH GEISSLER

Wie in Moskau zum ersten Male Theater gespielt wurde

Einem alten Berichte nacherzählt

Es ist jedermann bekannt, daß die Russen das theaterbegeistertste Volk und vielleicht auch das theaterbegabteste Europas sind. Aber wie sie mit dem Gebrauch dieser edlen Kunst begannen, das weiß kaum jemand. Als im Westen Europas das Theaterspielen schon längst einen kaum je wieder erreichten Glanz erworben hatte, als nicht nur italienische Bänkelsänger auf Märkten und in Wirtshäusern Possen trieben, sondern als sich schon vor den Augen erlauchter Fürstlichkeiten und ihres Hofadels in den Theatersälen prunkvoller Schlösser die zauberhaftesten Opernmärchen abspielten und die ernsthaften Tragödien der Haupt- und Staatsaktionen dahinrollten, ja als sich bereits die Klöster und Schulen der heilsamen Wirkung des Theaterspiels auf Sitten und Glauben der christlichen Jugend wie der weiteren Bürgerschaft bedienten, als Mönche Lustspiele schrieben und Könige von der Bühne her sich als Väter der Gerechtigkeit huldigen und durch die Darstellung der düsteren Schicksale machtgieriger Vorfahren erschüttern ließen — war am strengen Zarenhofe zu Moskau an derlei nicht zu denken. Vielmehr lag über den weiten Ebenen des russischen Reiches noch immer die düstere Wolke schwerer Kämpfe, die es um die Thronerhebung des neuen Herrschergeschlechts, der Romanoffs, gegeben hatte. Und noch immer lastete verhängnisvoll der Streit mit den Altgläubigen, die sich um der Reinheit ihres Glaubens willen der neuen Kirchenordnung der Zaren entzogen hatten, auf dem Gewissen aller rechtgläubigen Christen.

Gleichwohl ist das damalige vorpetrinische Rußland kein in halbtatarischer, wilder Dunkelheit versunkenes Ländergemengsel ohne Kultur gewesen. Schon Iwan Grosnij („der Schreckliche", wie wir diesen gewaltigen Herrscher zu nennen pflegen) war im 16. Jahrhundert bemüht, durch rationale Staats- und Steuerordnungen sein Reich im Sinne moderner Herrschaftsformen umzugestalten. Und auch in der Theaterkunst läßt sich eine Parallele zur Kunstentwicklung des Westens doch wenigstens darin finden, daß damals in den russischen Kirchen, unseren mittelalterlichen geistlichen Spielen vergleichbar, alljährlich zur heiligen Weihnachtszeit das „Ofendrama" gespielt wurde. Da konnte jedermann miterleben, wie die drei Jünglinge durch Gottes Engel aus dem feurigen Ofen gerettet wurden, und man durfte sich an Gespräch und Gesang hierzu erbauen.

Gerade hierbei aber geschah es, daß dem Zaren Alexej Mihailowitsch Romanoff am Heiligen Abend des Jahres 1771, als er andächtig versunken dem frommen Reigen der Kerzen vor dem goldschimmernden Ikonostas folgte, ein

Gedanke durch die Sinne schoß, der dem sonst so ernsten und frommen Mann — er hatte schon als Knabe sich auf dem Thron seines frühverstorbenen Vaters, des ersten Zaren seines Geschlechts, behaupten müssen — während der heiligen Handlung ein Lächeln entlockte. Und wenn dieses äußere Zeichen allerhöchster Ablenkung auch schnell verschwand und gegenüber der gesetzten, maskenhaften Strenge der majestätischen Gesichtszüge unbemerkt blieb, so hatte sich jener Gedanke doch in einem Winkel seines Herzens festgesetzt, so daß der Zar, als jetzt das große Gnadengebet begann, in seine Gefühle, beileibe nicht in seine Worte, die Vorstellung mithineinschlüpfen ließ: ja, wenn es ein Junge wird ...

Zar Alexej Mihailowitsch blickte auf schwere Zeiten zurück. Vor knapp zwei Jahren war ihm plötzlich die erste Gattin gestorben, eine stolze Bojarentochter, kräftig und vor Schönheit strahlend. Zwölf Kinder hatte sie geboren und war immer rüstig gewesen, obwohl die Familie viel Unglück hatte. Da war ihm der Älteste, der Thronfolger, seine Hoffnung, mit sechzehn Jahren dahingestorben. Die beiden jüngeren Söhne waren häufig krank, der eine sogar verwirrt in Geist und Sinnen. Nun hatte der Zar von neuem geheiratet. Wird ihm die junge Zarin, die zarte, die feine, den Sohn schenken, um den er zu Gott bei Tag und Nacht flehte? Sie war keine Bojarin mit einem machtvollen Anhang von Vettern und Sippen. Die kleine Hauptmannstochter aus Smolensk hatte er sich gegen den Willen aller Verwandten und älteren Berater aus dem Hause seines rührigsten Ministers geholt. Natalia war die Nichte Artemon Sergejewitsch Matwejeffs, die der Kinderlose zu sich genommen hatte. Zu ihm hatte der Zar das größte Vertrauen. Durch ihn hörte er, was anderwärts für fein galt. Artemon Sergejewitschs Frau war eine Schottin, und was sich damals zu London in der Residenz der weltgewandten Stuarts begab, wurde ihm durch sie wohl bekannt. Seither klang manchmal ein freierer Ton durch die düsteren Gänge des Kremls, und es kam da und dort bei den jungen Leuten der Wunsch auf, man möge sich auch wie die Herren in Europa an kunstvoller Musik, an Gesang und Tanz erfreuen. Aus den bisher streng gehüteten Frauengemächern war jetzt bisweilen ein übermütiges Lachen zu hören. Fremde Gaukler durften gelegentlich ihre Späße zeigen. Und selbst der gestrenge Zar begann, nachdem er in einer energischen Aufwallung den eigensinnigen Patriarchen Nikon abgesetzt hatte, bisweilen mit Artemon Sergejewitsch als seinem Gegenüber die persischen Schachfiguren über ein elfenbeinfunkelndes Brett zu ziehen. Ja, in seinem Herzen tauchte, während draußen noch Schnee sein weites Land bedeckte, immer freudiger jener Gedanke auf, der ihm während des Ofenspiels in der Weihnacht gekommen war. Er behielt ihn für sich, und nur heimlich flüsterte er manchmal: „wenn es ein Junge wird ..."

Als der Schnee schmolz und die Knospen aufsprangen, als der Mai nahte und Natalias große Stunde nicht mehr fern war, konnte der Zar die Gewalt seines neuen Gedankens nicht mehr bezwingen. Er wollte wenigstens gewisse Vorkehrungen treffen. Waren nicht in seinen Heeren genug deutsche Offi-

ziere, die sich mit Kanonen, Straßenbau und Brücken auskannten? Sollte unter ihnen nicht auch jemand sein, der in dieser Sache Bescheid wußte? Der Zar fragte nach einer glücklich gewonnenen Schachpartie schmunzelnd und sozusagen nebenbei seinen Lieblingsminister: „Wen werden wir aussenden, um neue Bergleute und Eisenhüttenmänner für die Funde im Ural anzuwerben?"

„Leutnant von Staden, kaiserliche Majestät, wenn ich vorschlagen darf, Nikolaus von Staden. Er stammt aus Kurland, hat gute Verwandtschaft mit Herzog Jakob zu Mitau; er ist ein gewandter Unterhändler."

„Soll sich umschauen, ob er dort auch gute Trompeter findet. Möchte wohl auch ein Leiborchester haben. Und Leute, die Komödie spielen können, Opern singen und Trauerspiele aufführen. Soll nach Preußen fahren oder nach Livland, ins Schwedische, wenn er in Mitau niemand findet. Aber geheim — bei Kopf und Kragen!" —

Artemon Sergejewitsch ging mit Eifer an die Ausführung dieses Befehles, war es doch auch sein Verlangen, daß bald die höfische Lebensweise der großen Welt auch im Kreml Einzug halte. Schon am 15. Mai erhielt Leutnant von Staden den Befehl, nach Kurland zu reisen, dort Werbung zu halten und seine Ausbeute an Künstlern dieser und jener Art schleunigst herbeizuführen.

Jedermann fährt besser, wenn er zwei Eisen im Feuer hat. Nicht zuletzt ein Zar, besonders wenn ihn die Ungeduld gepackt hat. Alexej Mihailowitsch entsann sich an General Baumann. Das war doch auch so ein Deutscher? „Artillerist, hat bei Konotop den Rückzug gedeckt und Moskau vor den Tataren bewahrt, ein bejahrter, hochverdienter Mann, war Granatenmeister in Kopenhagen und Hauptmann bei den Brandenburgern, hat gegen die Türken gekämpft und acht Jahre im Polenkrieg mitgetan —" Artemon Sergejewitsch wußte sogleich Bescheid und konnte noch hinzufügen, daß Baumann seit Jahren der evangelischen Gemeinde in der deutschen Sloboda vorstehe, der von der Ecclesia militans mit Pastor Gregorij.

Schon Zar Iwan Grosnij hatte, als er im Jahre 1558 zum ersten Male nach Livland vorstieß, von dort deutsche Handwerker als Gefangene mitgebracht. Die meisten von ihnen hatte er in Moskau angesiedelt und ihnen, da es sich bald zeigte, daß es redliche und brauchbare Leute waren, auch den Bau einer Kirche ihres lutherischen Glaubens erlaubt. Sie durfte zwar keinen Glockenturm haben und war nur ein gewöhnliches Holzhaus. Aber eine Schule war schon dabei, und die Gemeinde wuchs durch andere lutherische Leute, die sich der Zar für seine Dienste anwarb. In den Zeiten der Verwirrung, als man um die Nachfolge des neuen Zarenhauses kämpfte, brannte auch dieses Gotteshaus samt dem ganzen holzgebauten Moskau ab. Doch der neue Zar Michael Fjodorowitsch Romanoff rief bald neue ausländische Offiziere, Doktoren, Apotheker und Handwerker in die wiedererbaute Stadt, und es gab dort in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sogar drei evangelische Kirchen. Kein Wunder,

daß dies bei der orthodoxen Geistlichkeit Ärgernis erregte, denn sie hatte früher machtvoll im Staate mitbestimmt und fühlte sich nun verdrängt. Was würde aus dem heiligen Rußland werden, wenn sich die Ketzerei weiter ausbreitete? Würde nicht der Segen des Patriarchen, den er bei seinem Gang durch die Straßen jedermann zu spenden pflegte, auch die Fremden treffen? Hatten nicht schon die Einnahmen rechtgläubiger Geistlicher darunter gelitten, daß Ketzer in der Altstadt Häuser besaßen und ihnen kein Kirchengeld entrichteten?

Der junge Zar Alexej Michailowitsch hatte sich diesen Beschwerden nicht entziehen können. Er mußte nachgeben und verwies alle Ausländer aus der Stadt. Zwei Büchsenschüsse weit entfernt mußten sie sich am Zusammenfluß der Moskwa eine Vorstadt bauen. Jedermann bekam dafür ein schönes Stück Land, und es war dort ein angenehmes Wohnen, wenn es auch den Deutschen zunächst nicht paßte. Sie nannten den schmucken neuen Vorort, den die Moskauer als „Freiland", als Sloboda bezeichneten, verächtlich eine „Schlabodde". Sie durften sich keine russischen Dienstboten halten, sondern nur Tataren und Kalmücken, die kaum Russisch verstanden, und sie mußten die bequemen russischen Röcke ablegen, an die sie sich gewöhnt hatten, und mußten wieder ihre heimische europäische Tracht tragen. Aber die drei Kirchen wurden wieder aufgebaut, und in jeder stand ein großer Kachelofen, ja es gab sogar eine Orgel.

Die „Alte Gemeinde" gehörte hauptsächlich den Kaufleuten, die reformierte den Holländern und Schotten, die „neue" den Offizieren. Hier beginnt nun die Geschichte von General Baumann, der nicht in den Krieg ziehen wollte, „ohne seinen Pastor bei sich zu haben". Gegen die wilden Krimtataren, die dazu noch mit den katholischen Polen verbündet waren, meinte er, könne ein rechter Kriegsmann nicht ankämpfen, wenn ihm nicht Gottes Wort täglich verkündet werde. Der Zar hatte dies dem „Retter Moskaus" zugestanden und auch, daß sich die „neue" Gemeinde fortan „Ecclesia militans" nennen durfte. Ja, Baumann hatte sich sogar schon nach einem weiteren Geistlichen umgesehen. Das war Johann Gottfried Gregorij, der 1631 mitten im Dreißigjährigen Krieg in Merseburg geboren wurde und schon als Junge unter die Soldaten geraten war, erst bei den Schweden und dann als Reiter in Polen. Da ist er dann wohl als Kriegsgefangener nach Moskau gekommen. Man weiß es nicht genau. Jedenfalls war er dort seit 1658 ein deutscher Schulmeister, und weil er gut reden konnte, mußte er auch beim Predigen aushelfen. Baumann fand Gefallen an dem jungen Mann und schickte ihn auf seine Kosten nach Deutschland. Dort sollte er studieren und als ein richtiger Pfarrer zurückkommen. Aber kaum war Gregorij abgereist, als den General der Zweifel überkam, ob er seinen Schützling je wiedersehen werde. Er jagte ihm eine Abteilung Strelitzen hinterher, die ihn gebunden zurückbrachten. Nun mußte Gregorij erst schwören, daß er wirklich als ein lutherischer Pfarrer zurückkehren werde. Dann durfte er endgültig reisen.

Damals ging das Studieren schnell vor sich. Nach einem halben Jahre schon erwarb Gregorij in Jena die Würde eines Magisters und im April 1662 wurde

er in der Dresdener Hofkirche im Beisein des Kurfürsten ordiniert. Er erhielt ein „gnädigstes Recomendations- und Intercessionsschreiben" desselben an den Zaren mit der Bitte, daß „Seine Durchlauchtigkeit Seine Diener deutscher Nation" weiterhin schützen und in seiner Huld bewahren möge. Auch Herzog Christian von Sachsen-Merseburg gab Gregorij eine ähnliche Empfehlung mit, und beide machten bei dem Zaren solchen Eindruck, daß Baumann später an den Kurfürsten schreiben konnte: „Die Russen verwundern sich, daß Euer kurfürstliche Durchlaucht stracks im ersten Schreiben, so Sie an Ihre zarische Majestät abgehen lassen, einzig und allein nur, gleich als wenn Sie nichts Teureres und Höheres in der Welt bitten könnten, um die Freiheit unseres Glaubens und Religionsexerzitiums gebeten, welches wir auch bald von Ihrer zaristischen Majestät weltkundiger Gnade überflüssig und mehr als zuvor auf Euer kurfürstliche Durchlaucht gnädigste Interzession erlangten."

Das war damals, als Baumann zugleich „ein ganzes persianisches Kleid mit Säbel, Bogen und Pfeilen als geringes Zeichen seiner sehnlichen Devotion" nach Dresden sandte, von wo nun auf Gregorijs Werben hin auch mancher harte Silbertaler nach Moskau wanderte. Dort hatte Baumanns Baueifer die kleine Soldatengemeinde in Schulden gestürzt. Aber die evangelischen deutschen Fürsten fanden sich bereit zu helfen. Gothas berühmter Herzog Ernst der Fromme wollte besonders die Schule in der Sloboda gefördert wissen. „Achtet sie hoch", sagte er zu Gregorij, „denn wo ihr nicht die Jugend zum Christentum wohl erbauet, ist das ganze Christentum bei euch verloren." Im Vertrauen auf des Herzogs Zusage schaffte Gregorij das Schulgeld ab und nahm neben den Kindern der Gemeindeglieder auch Russen, Polen, Türken und Tataren auf.

Doch dies geschah erst nach der zweiten Reise Gregorijs nach Deutschland, die er fünf Jahre später antrat und bei der er nicht nur allenthalben in Nord und Süd Kollekten erbat, sondern auch im Auftrage des Zaren „wohlerfahrene Leute anwerben sollte, welche allerhand gute Laken machen und dieselben mit allerhand verschiedenen Coloren färben können, wie auch Personen, welche Gold, Silber, Kupfer, Blei und Eisenmetall aufzusuchen, dasselbe zu läutern, zu probieren und renovieren wissen, ingleichen auch Leute, welche gute Erfahrung und Wissenschaft haben, an welchen Orten allerhand köstliche Edelgesteine als Diamanten und dergleichen zu finden sind". Und außerdem hatte der Zar noch einen Leibarzt gewünscht, als den ihm Baumann seinen Schwiegervater Dr. Blumentrost aus Mühlhausen mitbrachte. In solcher Weise wurden damals, als die europäische Diplomatie anderwärts schon auf hohen Stelzen daherschritt, die ersten wirtschaftlichen und auch politischen Beziehungen von dem fernen Zarenreiche aus angeknüpft. —

CHRISTIAN ROHLFS
Rückkehr des verlorenen Sohnes

Vgl. die Randbemerkung auf S. 430

Ob Gregorij vom Theaterspiel am Dresdner Hof berichtet hatte, zu dem er als ein Abgesandter zarischer Majestät hinzugezogen worden war, oder ob es seine dichterischen Fähigkeiten waren, die sich bei General Baumanns Tauffest in einem Hymnus auf seinen Gönner glanzvoll entfaltet hatten — des Ministers Artemon Sergejewitsch Matwejeffs Aufmerksamkeit war jedenfalls auf diesen deutschen Pastor und Schulmann gefallen. Hatte nicht dessen Predigt, die er auf russisch und deutsch bei der Taufe von Baumanns exotischem Schützling, einem auf dem Sklavenmarkt erworbenen kleinen Kalmücken, gehalten hatte, der glanzvollen Schar hoher Gäste großen Eindruck gemacht? Er befahl also den Pastor zu sich und trug ihm den geheimen Wunsch des Zaren vor. Eine Weigerung war undenkbar, und so machte sich Gregorij denn an die Aufgabe, eine „tragische Komödie" zu schreiben. Voller Stolz konnte Artemon Sergejewitsch dem Zaren melden, daß an seinem Hofe aus eigenen Kräften, sobald er es nur befehle, ein großes Theaterspiel stattfinden werde. „Wenn es ein Junge wird —" erwiderte der Zar kurz angebunden und wandte sich wichtigeren Geschäften zu.

Pastor Gregorij ging mit fieberhaftem Eifer seiner neuen Aufgabe nach. Es war das Dresdner Vorbild gewesen, das ihn veranlaßte, das Buch Esther aufzuschlagen und danach sein „Artaxerxes Drama" zu verfassen. Hierbei handelt es sich um die Verstoßung der hochmütigen Königin Vasthi durch den Perserkönig Ahasverus — im griechischen Alten Testament Artaxerxes genannt — und die Erhebung der Jüdin Esther zur Königin, die sich trotz manchen Anfeindungen durch Demut und Gottesfurcht als wahre Herrin behauptet. Dieses Geschehen verstand man damals als einen Triumph der christlichen Kirche über das Judentum der Synagoge und brachte es allenthalben immer wieder zur Aufführung.

Während Gregorij emsig Szene um Szene dieses orientalischen Schauspiels aneinanderreihte, war das große Ereignis eingetreten. Am 30. Mai 1672 schenkte die Zarin Natalia einem kräftigen Sohne das Leben. Pjotr Alexejewitsch wurde er getauft und ist nachmals Peter der Große geworden, wohl einer der gewaltigsten Herrscher unserer Welt. Die Freude des Zaren war so groß, daß er schon sechs Tage nach der glücklichen Geburt des Zarewitsch dem „Ausländer Magister Johann Gottfried" befahl, eine Komödie auszurichten und darin das Bibelbuch Esther aufzuführen und dazu im nahen Dorfe Preobraschensk ein Holzhaus mit aller nötigen Ausstattung aufzubauen. Zuvor hatte der Zar seinen Beichtvater gefragt; denn er wußte wohl, daß seine eifersüchtigen Popen das Theaterspiel als ein „teuflisches Vergnügen" bezeichnet hatten. Aber auch hier hatte Artemon Sergejewitsch schon vorgearbeitet. Der Beichtvater fand heraus, daß auch die byzantinischen Kaiser bei aller Heiligkeit an ihrem Hofe erbauliche Schauspiele geduldet hatten, und so konnte denn endlich das große Werk begonnen werden.

Schon nach vier Monaten emsiger Vorbereitungen kam es zur ersten Aufführung. Sie soll, mehrfach unterbrochen durch Musik und Tanz, aber auch

durch Schmauserei und Possen, zehn Stunden lang gedauert haben. Ein Hamburger Zimmermann hatte die verlockendsten Dekorationen gemalt (er durfte sich in Zukunft „Meister der Perspektivsachen" nennen). Der Gemeindeorganist dirigierte des Ministers Hausmusiker, und 64 Schüler traten unter Gregorijs Leitung als prunkvolles Gefolge des Artaxerxes auf. Auch die weiblichen Hauptrollen wurden von Knaben gespielt. Dr. Blumentrosts, des sonst noch wenig geachteten Leibarztes Sohn, stellte die Königin Esther dar. Das ganze Spiel wurde auf russisch wie deutsch eingeübt, und es wurde darin wohl auch bald in dieser, bald in jener Sprache geredet.

Der Zar saß wie verzaubert auf einem Sitz, der mit rotem Tuch ausgeschlagen war, während sein Gefolge auf einfachen Holzbänken hockte. Die Zarin Natalia durfte samt ihrem Hofstaate hinter einem Gitter zuschauen, und es mag ihr wie eine Wiedergabe ihres eigenen Schicksals erschienen sein, was sich dort auf der Bühne mit der aus dem Nichts erhobenen Esther ereignete.

Pastor Gregorij wurde vom Zaren belobigt und erhielt vierzig Zobelfelle als allerhöchstes Geschenk. Am zweiten Jahrestage seiner Hochzeit ordnete Zar Alexej Michailowitsch an, daß das Theater in den Räumen über der Kremlapotheke einzurichten sei. Man zog also um, und in der bald folgenden „Butterwoche", der lustigsten Altrußlands, wurde schon ein neues Stück gespielt: „Judith". Arien gab es darin und Chorlieder; manche Partien hatte Gregorij aus Martin Opitzens gleichnamigem Drama entnommen, wie er überhaupt sich jetzt als ein Kenner jener Stücke zeigte, die englische Komödiantentruppen damals an deutschen Hof- und Bürgertheatern spielten. So gabs auch im Moskauer Judith-Spiel einen Hanswurst oder Pickelhering. Er hieß Sussakim und sollte ebenso enthauptet werden wie sein König Holofernes; doch zum Troste für die durch das Hauptspiel erschütterten Zuschauer mißglückte dies wunderbarerweise immer wieder.

Inzwischen war Leutnant von Staden von seiner langen, vergeblichen Reise zurückgekehrt. Anfangs schien ihm Erfolg zu winken. Durch Rigaer Schauspieler kam er mit dem bedeutendsten damaligen Schauspieldirektor in Verbindung, der versprach, mit seiner ganzen Truppe nach Moskau zu kommen. Zwölf Schauspieler, darunter die Primadonna der Kopenhagener Oper, wollten das neue zarische Hoftheater gleich auf die volle Höhe des zeitgenössischen künstlerischen Könnens emporheben. Da fing von irgendwoher wieder einmal ein Greuelgerücht an sich breit zu machen: wer erst einmal in den Händen des Zaren von Rußland sei, dürfe nie wieder von dort fort; und wer weiß, ob er nicht an die Mongolen weiterverkauft werde. Daraufhin traten die Künstler trotz den verlockenden Angeboten seltener Pelze und Diamanten von ihrem Versprechen zurück. Drei ganze Geigenstreicher und einen Trompeter brachte von Staden mit, und bedrückt mußte er zusehen, wie gut man sich in Moskau derweilen selbst geholfen hatte.

Den Höhepunkt erreichten Pastor Gregorijs Bemühungen, als er im Mai 1673 zum Geburtstag des Zarewitsch sogar ein Ballett zur Aufführung brachte,

das seit Jahrzehnten das höchste Entzücken der Dresdener Hofgesellschaft bildete: „Orpheus und Eurydike". Niemand anders als Heinrich Schütz hatte die Musik geschrieben, und Magister Gregorij, der sich wieder einmal als findiger Geist erwiesen und rechtzeitig Text und Noten besorgt hatte, dichtete die Verse so geschickt um, daß sich tanzende Bäume und Felsen, Hirten und Nymphen zu einem jubelnden Loblied auf den Zaren Alexej Mihailowitsch, auf die Zarin Natalia und den Stolz des Landes, den kleinen Zarewitsch Pjotr Alexejewitsch, vereinten:

„Ihr der Reussen helle Sonn
Mit dem Mond und Sternen,
Lebet stets in höchster Wonn',
Unglück steh von Fernen!"

Die Anerkennung für solche Leistungen, die ja — was wir nicht vergessen wollen — mit Schulbuben vollbracht wurden, blieb nicht aus. „Magister Pastor Jagan Gotfrid", der russische Sprachlehrer und die jugendlichen Darsteller wurden zum Handkuß zugelassen, „sie sahen seine, des Großherrn, hellleuchtende Augen; früher aber waren Pastoren und Kinder von Ausländern nie bei dem Großherrn zum Handkuß gewesen". Nach diesem Empfang gab es für alle Beteiligten ein festliches Mahl an der Zarentafel — höher hinauf konnte man nicht steigen.

Doch der Zar konnte nicht genug von den Theaterspielen bekommen. Er ließ sie abwechselnd draußen in der frischen Landluft von Preobranschensk oder im Kreml aufführen. Ja, im Juni gab er an Gregorij den Auftrag, sofort mit der Einrichtung einer Theaterschule zu beginnen. 26 Kinder Moskauer Bürger aus den Ständen der Kleinbürger und Schreiber wurden ihm zugewiesen. Mit ihnen sollte ein rein russisches, künftig vom Ausland unabhängiges Theater aufgebaut werden. Und wirklich spielten sie im November schon ein Tobias-Stück und im nächsten Jahre ein Josephs-Spiel ausschließlich in russischer Sprache. Gregorij war der Leiter dieser Theaterschule, mußte sich um Kost und Kleidung für die jungen Künstler sorgen, war Theaterdirektor, Dichter und vor allem immer noch Pastor und Magister seiner Kirchengemeinde und Schule. Auf die Dauer wurde diese Last zu groß. Der ohnehin nicht kräftige Mann erkrankte zu Beginn des Jahres 1675 und ist dann bald, erst 44 Jahre alt, gestorben.

Im Dresdener Kupferstichkabinett kann man ein Bild von ihm sehen. Es stammt von Simon Grimm, dem Augsburger Kupferstecher, und wurde dort wohl während seiner Kollektenreise angefertigt. Wir sehen ein hageres Gesicht und strähnige Haare, die auf die Schultern eines stattlichen Talares fallen. Die Augen blitzen, als wenn sie alles durchschauen wollten, und eine spitze Nase wie ein fast schelmischer Mund lassen ahnen, daß dies ein ungewöhnlicher Mensch war. Unter dem Stiche steht der kuriose Vers:

„Der der Neuen Saxen Kirch zu Slaboda ist eine Zihr,
Der der Teutschen Götter Lust, dessen Bildnuß steht jetzt hir."

Mit Gregorijs Hinscheiden verblühte der erste Moskauer Theaterfrühling schnell. Der Lateinlehrer eines Kiewer Klosters nahm die Leitung des Theaters und die Ausbildung der jungen Künstler in die Hand. Damit war die Verbindung zu der Welt der deutschen und englischen Spiele abgerissen. Die bekanntesten lateinischen Schultragödien sollten nun aufgeführt werden. Es kam nicht mehr dazu. Im Januar 1676 starb Zar Alexej Mihailowitsch, und das Land versank in Thronkämpfe, Bürgerkrieg und Vertreibung alles ausländischen Wesens. Der Minister Artemon Sergejewitsch Matwejeff wurde nach dem hohen Norden verbannt. Nacht senkte sich wieder einmal über Rußland, bis Peter der Große, dessen Geburt durch das erste Theaterspiel in Moskau gefeiert worden war, das Tor nach Westen hin weit aufstieß — und nicht allein zum Theaterspiel.

GABRIELA MISTRAL

An der Wiege · Meciendo

Das Meer seine tausend Wogen
wiegt, göttlich-erhaben.
Lauschend des zärtlichen Meeres Spiel,
wieg ich mein Kind.

Nächtlich schweifend der Wind
wiegt kornschwere Ähren.
Lauschend des zärtlichen Windes Spiel,
wieg ich mein Kind.

Gott Vater seine tausend Welten
wiegt, lautlos-erhaben.
Seine Hand im Schatten ich spür',
wieg ich mein Kind.

Zeitlos

Wie mancher Spiegel faßt noch rein das Gestern:
so Tag wie Abend, Stern und stillen Pfad.
Wie manche Stunde ruft noch nach den Schwestern —
Goldglanz der Frühe, windverwehte Saat!

Doch nun heißt Leben ohne Bild und Traum
und trauerlos im Immergleichen wohnen.
Staub auf den Wegen hier in Zeit und Raum,
steiniger Acker kann die Müh nicht lohnen.

Und immer Worte: dieses Ungefähre
aus Lärm und Schweigen vor dem dunklen Rand
wirklichen Schicksals-Fährten in die Leere.
Nur manchmal legt sich leise eine Hand

an deine —: die weißen Barken stehen
auf hoher Flut und ziehen still hinaus.
Du offnes Meer, wer kann dich je bestehen?
Denn jede Sehnsucht führt uns noch nach Haus.

Gewährte Frist

Zweige, herabgebogen,
und Ranken, dornbewehrt.
Die Sperlingsschwärme stieben,
Wasser glänzt unversehrt.

Die Diemen auf den Feldern,
ein Schuttberg, schon begrünt,
da unsre Schatten wachsen,
und was das Reden sühnt:

Schweigen und leiser Atem,
die Maske vorm Gesicht.
Es kann uns keiner kennen —
nicht hier ist das Gericht.

Zur Ordnung der kirchlichen Trauung

Die kirchliche Trauung wird im Kirchenvolk hoch gewertet und auch noch von denen begehrt, die nicht zu den regelmäßigen „Kirchgängern" gehören. Wendungen der Trauliturgie, besonders der „Traufragen" bleiben dem Bewußtsein eingeprägt. Volkstümliche Sitten umgeben den Kern der Trauhandlung. Umso wichtiger und wirksamer wird eine einheitliche Neufassung der Trauordnung werden, die ebenso wie das gemeinsame Gesangbuch und die sich langsam einbürgernde gemeinsame Ordnung des Hauptgottesdienstes über die Grenzen der Ortsgemeinden und der Landeskirchen hinaus das Bewußtsein und die Glaubenshaltung der evangelischen Bevölkerung prägen wird. Sowohl die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands wie die Kirche der Union bemühen sich seit Jahren um eine solche Trauordnung.

Bekenntnis und Liturgie

Diese Bemühungen der Liturgiker um die rechte Gestaltung der Gottesdienste und der kirchlichen Handlungen sieht man allerdings in weiten Kreisen unserer Kirche als eine Art Liebhaberei von Fachleuten an, denen altertümliche Feierformen, Fragen einer würdigen Sprache oder Musik am Herzen liegen. Wer an dem mühsamen Ordnungswerk mitgearbeitet hat, das im letzten Menschenalter die Grundlagen für eine verbindliche gemeinsame Gestalt des kirchlichen Handelns zu legen versucht hat, der weiß, daß es bei der liturgischen Erneuerung nicht um Geschmacks- und Formfragen geht. Man kann liturgisch nur gestalten und ordnen, was einem aus der Botschaft des Neuen Testaments nach dem Verständnis des kirchlichen Bekenntnisses klar geworden ist. Und wiederum kann man das Wesen eines Geschehens im Leben der Gläubigen nur erfassen, wenn man einsieht und miterlebt, was im liturgischen Vorgang von der Kirche erfahren und gehandelt wird. Eine rechte Ordnung der Trauung setzt also voraus, daß die Kirche aus der Heiligen Schrift zur Klarheit darüber kommt, was nach Gottes Willen die *Ehe* ist, wie sie zustande kommt und wie sie zu führen ist. Und umgekehrt kann man aus dem kirchlichen Handeln anläßlich der Eheschließung in der Trauung erfahren, was die Kirche auf Grund der ihr gegebenen biblischen Erkenntnis über die Ehe lehrt[1]).

Die Bemühung um eine einheitliche evangelische Trauordnung nötigte daher dazu, sich darüber Rechenschaft zu geben, ob in unsrer Kirche eine klare einmütige Lehre über den Ehestand und die Eheführung besteht. Die Diskussion ging aus von einem Entwurf für eine „Trauung christlicher Eheleute", dessen Begründung zuerst durch Professor D. Dr. Mahrenholz vorgelegt wurde[2]). Eine bestechend konsequente Auf-

fassung lag diesem ersten Entwurf zugrunde. Mit der Einführung der Zivilstandsgesetzgebung sei für die Kirche eine neue Lage entstanden, mit der sie damals nicht fertig geworden sei. Nun sei es unsre Aufgabe, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Der Kombination von Eheschließung und Trauung zu *einem* Akt, die in Luthers Traubüchlein noch möglich war, sei durch die obrigkeitliche Regelung der Eheschließung die Grundlage entzogen. Diese Entwicklung sei von der Kirche anzuerkennen. Nach Luthers Lehre von den beiden Regimenten obliege „die rechtliche Gestaltung" der Eheschließung, „die ordnende Regelung der Schließung einer christlichen Ehe" der staatlichen Ordnung. Der Consensus werde auch von Christen nur einmalig, und zwar „nur vor der Obrigkeit abgegeben, die allein das Recht hat, die Vorbedingungen und Modalitäten des Konsensus festzusetzen. Insoweit ist selbst der heidnische Staat der legitime Assistent und Inkraftsetzer auch der christlichen Ehe." „Die Scheidung der Eheschließung in parallele gleichartige Handlungen ist nicht möglich." Nach der Trennung der staatlichen und kirchlichen Funktionen im Jahre 1875 müsse der Eindruck vermieden werden, als ob die Kirche in ihrer Trauung an einer „Wiederholung des staatlichen Eheschließungsaktes" Interesse hätte.

Demzufolge waren aus dem Entwurf der Trauordnung alle Momente sorgfältig entfernt, die etwas mit dem die Ehe konstituierenden Consensus der Brautleute und mit einer Kopulation zu tun haben. Es wurde vorausgesetzt, daß die der Kirche zufallende praedicatio, confessio und benedictio einer bereits *vor* der kirchlichen Handlung geschlossenen Ehe gälten. Die zu trauenden Gemeindeglieder wurden vom Beginn der Trauung an als „*Ehe*leute" angeredet; die Bezeichnungen „Bräutigam", „Braut" und „Brautzug" waren ausgemerzt. Bis in die Verbalformen war die Verbindung zum Ehestand als Perfectum vorausgesetzt. In den Traufragen sollte die Braut, nein vielmehr die Ehefrau, mit dem neuen Familiennamen angeredet werden; der Tatsache, daß sie das standesamtliche Protokoll bereits so unterschrieben hat, wurde großes Gewicht beigelegt; die Kirche dürfe sie nicht ignorieren; „die Ansetzung des Zeitpunktes, von dem an die betr. Ehe als öffentliche Ordnung gilt", wurde ja als Funktion der Obrigkeit anerkannt. Die Kirche habe „keine Befugnis, positives Recht zu setzen", ja selbst, „wenn der Staat nach biblischem Verständnis Unrecht setzt" (z. B. Rassengesetzgebung), habe „die Kirche keine Befugnis, Notrecht von sich aus zu konstituieren". So wurde auch jede Formulierung ausgeschieden, als ob der Amtsträger der Kirche die Brautleute in den Ehestand „zusammengebe" oder „zusammenspreche". „Die Anvertrauung der Eheleute durch Gott findet nicht erst in der Trauung und durch die Trauung statt, sondern sie hat in, mit und unter dem Konsensus-Ja bereits stattgefunden." Damit würde die Trauung eine „kirchliche Begleithandlung zu einem Geschehen im Raume der menschlichen Ordnungen und Begebnisse". Die bereits stattgehabte Anvertrauung werde „in der Trauung als ein Perfectum lediglich deutlich gemacht, bejaht, mit der Fürbitte der Gemeinde umkleidet."

Dieser Entwurf, in dem konsequent alle Momente der Eheschließung dem staatlichen Rechtsakt zugeschrieben und von der kirchlichen Trauung ausgeschieden waren, fand entschiedene Kritik[3]). Wir haben dargelegt, warum wir es für unmöglich halten, der Obrigkeit die Verantwortung für die Prüfung der Voraussetzungen, für die Assistenz beim Abschluß einer biblisch begründeten Ehe zu überlassen, und warum die Kirche nicht darauf verzichten kann, nach den für sie verbindlichen Weisungen des Neuen Testaments, in der seelsorgerlichen Verantwortung für ihre Glieder auch bei der Schließung der Ehe mitzuwirken und nur solchen Brautleuten

den Dienst der Fürbitte und Segnung ihrer Ehe zu tun, die die biblische Verkündigung über diesen Stand gehört und ihr Ja dazu gesagt haben. Wir können die Anvertrauung durch Gott nicht „in, mit und unter dem Konsensus-Ja" vor dem Standesamt als ein Perfectum erkennen, sondern sie erst in, mit und unter der Verkündigung des Willens Gottes ergreifen, die bei der Trauung geschieht und das Brautpaar, welches diesen göttlichen Willen bejaht, unter dem Zuspruch des göttlichen Segens gewiß macht, „daß sie es in Gottes Namen anfangen" dürfen.

In langjähriger gemeinsamer Arbeit haben die Vertreter der verschiedenen Konzeptionen den ursprünglichen Entwurf soweit umgestaltet, daß diese extremen Einseitigkeiten vermieden worden sind. Von alters her sind liturgische Ordnungen und ihre einzelnen Formulierungen weiter als die schulmäßigen theologischen Interpretationen, die dahinter stehen oder die nachträglich hinzugefügt werden. So läßt es auch die Trauordnung zu, daß sich in ihren gemeinsamen Formulierungen die positiven Anliegen der beiden ursprünglichen Richtungen finden[4]).

Wir haben im Gespräch miteinander deutlicher erkannt, daß der Moment nicht fixiert werden kann, in dem die Ehe „perfekt" geschlossen ist. Weder auf den Augenblick, in dem das Consensus-Ja vor der Obrigkeit protokolliert wird, noch auf denjenigen, in dem die Traufragen beantwortet und mit dem Votum Matthäus 19,6 aufgenommen werden, läßt sich die Konstituierung der Ehe festlegen. Es ist gemeinsame Überzeugung geworden, daß weder der Standesbeamte als Vertreter der Obrigkeit noch der Pfarrer als Ausleger des Wortes über den Ehestand die Zusammenfügung in den Ehestand bewirkt, auch nicht der Wille der Brautleute selber, sondern daß Gott selbst sie zusammengeführt hat und sie verbindet. Der ganze Weg von der ersten Begegnung über das Verlöbnis, die Prüfung der Zulässigkeit dieser Ehe, die Unterweisung und die Verkündigung über den Ehestand, die Proklamation vor der Öffentlichkeit sowohl der Gesellschaft wie der Gemeinde, die Fürbitte und Segnung durch den Diener der Kirche bis hin zur leibhaften Aufnahme der ehelichen Lebensgemeinschaft wird erkannt als Führung Gottes in den heiligen Stand, in den auch dieses konkrete Paar durch Ihn berufen wird. Die Einengung des kirchlichen Trauaktes auf eine „Begleithandlung", wie es anfangs überspitzt ausgesprochen worden war, ist ausdrücklich aufgegeben. Auch der anstößige Titel „Trauung christlicher *Eheleute*", der die Eheschließung als vorher bereits vollzogen voraussetzte, ist gefallen; es heißt jetzt schlicht „Ordnung der Trauung".

Ein Kompromiß ist allerdings die Ängstlichkeit, mit der nun weder von „Brautpaar" noch von „Ehepaar" gesprochen wird, sondern nur von „diesem Paar". Es gibt auch nur einen „Trauzug" und ein „Traugefolge". Wir werden es uns aber nicht verwehren lassen, das „Paar" als Braut und Bräutigam anzureden. Ebenso ist für die *Namensnennung* in den Traufragen ein Kompromiß vorgesehen: die Braut (oder nach der Meinung der andern Seite: die junge Ehefrau) wird benannt „Luise *geborene* Müller"; also wird namentlich angeführt ihr Vorname und ihr Mädchenname unter Zwischenschaltung des Wortes „geborene". Damit ist der in Deutschland vorläufig üblichen amtlichen Regelung Genüge getan, nach der in der standesamtlichen Niederschrift bereits mit dem neuen Familiennamen unterzeichnet worden ist, ohne daß dieser neue Name hier betont erscheint. Da diese rein rechtliche Regelung für das geistliche Geschehen nicht wesentlich ist, konnten wir diesem Kompromiß zustimmen. Uns liegt allerdings nach wie vor daran, auch in der Gestaltung dieser Einzelheiten, die der Gemeinde aber auffallen, das Bewußtsein der kirchlich

gebundenen Gemeinde zu erhalten, daß erst *nach* dem Empfang des kirchlichen Segens die Aufnahme der ehelichen Gemeinschaft freigegeben ist. Zur Trauung sollen die Nupturienten kommen als solche, die „zum heiligen Stand der Ehe *greifen wollen*", die aber *noch nicht darin sind*, obwohl sie den obrigkeitlichen Bestimmungen genügt haben. Die Unbefangenheit, mit der Luther im Traubüchlein auch *nach* dem Zusammensprechen noch „vor dem Altar" das Stiftungswort „über den *Bräutigam* und *Braut*" lesen läßt, sollte uns vor einer allzu beflissenen juristischen Korrektheit der Ausdrucksweise bewahren.

Am aufmerksamsten wird von der Gemeinde die *Traufrage* gehört werden, deren Erläuterung im vorausgehenden Brautgespräch wichtig ist. Gegenüber den bisher verwendeten Formulierungen sind diese Fragen bewußt schlichter gehalten; die zu subjektiv gemüthaften wie die zu plerophoren gelübdeartigen Wendungen sind vermieden. „N. N., willst du diese N. geb. N., die *Gott dir anvertraut*, als deine Ehefrau lieben und ehren und die Ehe mit ihr nach Gottes Gebot und Verheißung führen, bis der Tod euch scheidet, so antworte: Ja, mit Gottes Hilfe." Auf eine Differenzierung der Frage für Mann und Frau ist verzichtet. In der Lesung, die „Gottes Gebot über den Ehestand" verkündet, ist die Weisung enthalten: „Die Frauen seien untertan ihren Männern als dem Herrn Christo". So brauchte diese biblische Mahnung nicht unbedingt in der Frage wiederholt zu werden.

Eine „Vollzugsformel", durch welche der Pfarrer „kraft seines Amtes" das Paar „zusammenspricht", ist nicht vorgesehen. Die Bezeugung der Anvertrauung durch Gott und die Zuwendung Seines Segens wird aber deutlich und vollmächtig genug vorgenommen, indem der Pfarrer nach der Beantwortung der Traufragen segnend die Rechte auf die verbundenen Hände des Paares legt und spricht: „Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden", und indem er nach dem Vaterunser und dem Segensgebet, während dessen das Paar niederkniet, sich ihnen wieder zuwendet und ihnen unter Handauflegung den Segen zuspricht, der in Anlehnung an das Common Prayer Book neugestaltet ist:

„Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist
segne eure Ehe.
Er erleuchte euch durch sein Wort
und erfülle euch mit seiner Gnade,
daß ihr bleibet in seiner Gemeinde
und das ewige Leben erlanget.
Friede + sei mit euch."

Zu begrüßen ist, daß anschließend auch eine Feier des heiligen Mahles gehalten werden kann. Die Ehe als „das Sakrament deines lieben Sohns Jesu Christi und der Kirche, seiner Braut", wie sie in Luthers Segensgebet genannt wird, wird hier in die sakramentale Gemeinschaft am Leibe Christi hineingestellt, aus welcher die Gemeinde als Sein Leib lebt.

Das bisher Erarbeitete betrachtet die Evangelisch-Lutherische Kirche selbst nur als eine vorläufige Ordnung, die den ihr angehörenden Kirchen und Gemeinden lediglich „zur Erprobung freigegeben" ist. Aber wir können dankbar sein, daß es gelungen ist, wenigstens zur Erprobung eine Ordnung vorzulegen, der die an der theologischen Aussprache Beteiligten zustimmen konnten, obwohl sie von sehr verschiedenen Positionen ausgingen und obwohl in dem Verständnis dessen, was nach biblischer Weisung die Ehe ist und wie sie sich zu der allgemein menschlichen und staatlich

normierten Institution der Ehe verhält, noch keine volle Übereinstimmung zu erreichen war.

Offene Fragen

Es bleiben in der Tat Fragen offen, die die evangelische Theologie beantworten muß, damit die Kirche ihren Gliedern eine klare Wegweisung für ihr Gewissen geben kann und damit auch im Verhältnis zu andern Konfessionen und zur staatlichen Regelung des Ehe- und Familienrechts die Lehre und Praxis unserer Kirche unmißverständlich festgelegt wird.

Wie beurteilt die Kirche die standesamtlich geschlossenen Verbindungen ihrer Glieder, die nicht getraut worden sind? Kann die Kirche, nachdem sie nicht die Möglichkeit hatte, zu prüfen, ob hier eine Ehe nach Gottes Wort geschlossen werden konnte, und diesen ihren Gliedern nicht Gottes Gebot und Verheißung über den Ehestand auslegen und verkündigen konnte, sie als durch Gott zusammengefügte Eheleute ansehen? Gilt hier nicht auch das Urteil der alten Kirche und der Reformation über die „heimlichen Ehen" — und muß die Kirche nicht Konsequenzen daraus ziehen, wenn sich ihre Glieder bewußt ihrem geordneten Dienst beim Eintritt in ihren Stand entziehen?

Wie beurteilt die Kirche das standesamtlich legal geschlossene Verhältnis ihrer Glieder, denen die Trauung versagt werden mußte, weil sie als Geschiedene gegen die Weisung des Herrn und der Apostel sich wiederverheiratet haben? Sie sind für den Staat „rechtmäßig verbundene Eheleute" — welche Folgen hat es, daß sie nach Gottes Wort offenbar im Ehebruch leben?

Und wie werden wir mit unsern Versäumnissen und unserem Ungehorsam in der bisherigen Praxis fertig, wo wir in Schwäche und uns nicht erlaubter Weitherzigkeit getraut haben, obwohl wir gehorsamerweise nicht hätten trauen dürfen?

Die lutherischen Bischöfe haben am 5. Juni 1958 ein gutes und hilfreiches Wort zur Mischehenfrage gesagt. Die Not bleibt, daß unausweichlich als Haltung unsrer Kirche meist nur das Negativ zu der durch das kanonische Recht festgelegten Praxis der römischen Kirche übrig bleibt. Wenn nun unter dem Zwang dieses römischen Eherechts die Eheschließenden das Versprechen abgegeben haben, alle Kinder nicht im Bekenntnis der evangelischen Kirche zu erziehen, und nach der Ordnung des kirchlichen Lebens demnach die Trauung versagt werden muß — wie wird deutlich gemacht, daß *diese* Versagung sich unterscheidet von einer Trauversagung bei Geschiedenen?

Wenn Gliedern der Gemeinde die Trauung nach der Lebensordnung versagt werden muß, weil sie „durch Verhöhnung Gottes, seines Wortes und seiner Kirche Ärgernis gegeben haben", sie aber dennoch heiraten — leben sie nun doch im Ehestande nach Gottes Willen?

Die Trauung kann nicht gewährt werden, wenn ein Christ sich mit einem Nichtchristen verheiratet. Können wir noch Luthers Meinung bejahen, daß man mit einem Juden, Türken, Heiden und Atheisten, da sie ja ebenso gut Mann und Weib sind wie Petrus und Paulus, genau so ehelich werden und bleiben kann wie man mit ihnen „andere weltliche Hantierungen" treiben kann, und daß man daher „sich nicht an der Narren Gesetze, die solches verbieten, kehren" soll? Leben solche Leute im Ehestande als „dem Sakrament Christi und der Kirche, seiner Braut"?

Alle diese Fälle machen uns mehr Not als die Ehen von Nichtchristen untereinander. In ihnen wirkt die Ordnung des Schöpfers von Anbeginn, obwohl sie „noch in der Zeit der Unwissenheit leben", die Gott barmherzig übersieht, „der in vergangenen Zeiten hat lassen alle Heiden wandeln ihre eigenen Wege" (Apg. 17, 30; 14, 16). Aber wo Christen durch die Kirche im Willen Gottes unterwiesen und als Getaufte an die Hausordnung der Kinder Gottes gebunden sind und dennoch trotz Ermahnung und Predigt sich der Seelsorge und dem Dienst ihrer Kirche entziehen oder bewußt Entscheidungen treffen, die Gottes klare Weisung verbietet, nur weil das Recht des säkularen Staates das zuläßt — wie ist ihr Verhalten zu bewerten und welche Folgerungen hat die Kirche daraus zu ziehen?

Die Trauungsliturgie selbst wird von den meisten dieser Fragen nicht direkt betroffen. Aber wir sind es doch unsern Gemeindegliedern zu ihrer Gewissensbildung, den Mitchristen aus andern Konfessionsgemeinschaften, der Obrigkeit und den Mitbürgern und der Welt auch außerhalb der Christenheit schuldig, daß wir klare Rechenschaft darüber geben können, was denn eigentlich unsere Kirche über die Ehe, über Eheschließung, Eheführung und Ehescheidung lehrt und wie sie ihre seelsorgerliche Verantwortung für diesen Stand versteht und handhabt. Müssen wir nicht bekennen, daß wir uns bisher mit Unklarheiten abgefunden, mit einer unberechenbaren und schwankenden Praxis durchgeholfen haben, ja daß wir mit ungutem Gewissen durch Zuwiderhandeln gegen klare Weisungen des Neuen Testaments aus „seelsorgerlichem Ermessen" die Verkündigung unglaubwürdig gemacht haben? Haben wir den Willen, uns Antwort auf diese offenen Fragen geben zu lassen, und falls wir sie aus Gottes Wort finden, haben wir den Mut und die Bereitschaft, unsere bisherige Praxis zu verlassen und unabhängig vom Urteil und vom Gesetz der Umwelt neu gehorsam zu werden, damit der heilige Ehestand als „Geschöpf, Ordnung und Segen" Gottes „nicht verrückt und verderbt, sondern gnädiglich bei uns bewahrt werde"?

Herbert Goltzen

Anmerkungen: [1]) Vgl. *Herbert Goltzen*, „Das Geheimnis ist groß". Zur evangelischen Lehre von der Ehe. Zw./DNF. 1959/11, S. 740 ff. — [2]) *Christhard Mahrenholz*, Die kirchliche Trauung. Ev.-Luth. Kirchenzeitung, 1955, S. 1 ff. und 21 ff. — [3]) *Herbert Goltzen*, Bedenken zur Trauordnung. Ev.-Luth. Kz., 1956, S. 25 ff. — *Helmut Echternach*, Trauung und Eheschließung. Ebd. 1956, S. 40 ff. — *Johannes Heber*, Reden und Handeln in der kirchlichen Trauung. Ebd. 1956, S. 106 ff. — *Erwin Wilkens*, Zur Diskussion über die Trauung. Ebd. 1956, S. 169. — *Friedrich Lehmann*, Der Trauagendenentwurf in der sächsischen Landessynode. Ebd. 1958, S. 139 ff. — *Reinhard Mumm*, Zum Gespräch über die Ehe. Ebd. 1958, S. 179 ff. — [4]) *Agende für ev.-luth. Kirchen und Gemeinden*, Band III, Heft 3 der vorläufigen Ausgabe: Die Ordnung der Trauung. Berlin 1958. — Begleitwort zur Ordnung der Trauung. Bearbeitet von der Luth. Liturg. Konferenz Deutschlands. 1958.

Korrespondent in Washington

An seinem 70. Geburtstag hielt Walter Lippmann, Amerikas bekanntester Journalist, im National Press Club eine begeistert aufgenommene Rede über die sich wandelnden Aufgaben eines Zeitungskorrespondenten in Washington. Aus *„The Atlantic"* (Januar 1960) zitieren wir ihren ersten Teil.

„Der Beruf eines Washingtoner Korrespondenten hat sich während meines Lebens gewandelt, entwickelt und ist umfassender geworden. Wenn ich in einem Satz zusammenfassen sollte, was sich ereignet hat, so würde ich sagen, daß der Journalist in Washington zu lernen hatte, nicht nur ein Registrator von Tatsachen und ein Chronist von Ereignissen zu sein, sondern ebenso zu einem Glossator und Essayisten über Zeitgeschichte zu werden. Niemand hat diese Entwicklung des Journalismus erfunden oder bewußt herbeigeführt. Sie kam ganz allmählich im Laufe einer Generation mit ihren Erfahrungen und Irrtümern.

Für den Wendepunkt halte ich die große Depression von 1929 und die Revolutionen und Kriege, die ihr folgten. Natürlich gab es auch schon längst vor 1929 signierte Artikel, Essays, Kritiken, Kommentarspalten in Prosa und Versen und persönliche Meinungsäußerungen. Aber der moderne Washingtoner Korrespondent — der ebenso Analytiker von Nachrichten ist wie Leitartikler — ist ein Produkt der weltweiten Wirtschaftskrise, der sozialen Unruhen, die ihr folgten, und des bevorstehenden Krieges in den dreißiger Jahren.

Die nicht endenwollende Reihe von Notständen und Krisen, die dem wirtschaftlichen Zusammenbruch von 1929 folgten, und die Kriege unserer Generation haben dem, was in Washington und im Ausland vorgeht, ein bedrängendes Gewicht verliehen. Nach 1929 spielte die Bundesregierung im Leben jedes einzelnen Amerikaners und im Schicksal der Welt eine Rolle, die radikal neu war. Das amerikanische Volk war auf diese Rolle nicht vorbereitet. Die Art von Journalismus, die wir heute betreiben, wurde aus den Notwendigkeiten unseres Zeitalters geboren — aus der Pflicht unseres Volkes, folgenschwere Entscheidungen über Krieg und Frieden zu treffen, Entscheidungen über weltweite Revolutionen unter den zurückgebliebenen Völkern, Entscheidungen über die Folgen der technologischen Umgestaltung unseres eigenen Lebens hier in diesem Lande. Die Generation, der ich angehöre, hatte ihren Weg durch eine Wildnis zu finden, in der noch nichts vorgezeichnet war. Es gab vor 1930 kein Buch — und auch heute existiert es noch nicht —, das ein umfassender und zuverlässiger Führer durch die Welt wäre, über die wir schreiben. Wir mußten alle eine uns unbekannte Welt und gewaltige Ereignisse erforschen, die nicht voraussehbar waren.

Die erste Pressekonferenz des Präsidenten, die ich besuchte, fand unter Woodrow Wilson statt, bevor unser Land in den ersten Weltkrieg verwickelt wurde. Diese Pressekonferenzen waren so klein, daß sie im Arbeitszimmer des Präsidenten abgehalten werden konnten, wo die Korrespondenten in Reihen zu drei oder vier um seinen Schreibtisch herumstanden. Waren sie zu Ende, pflegte der Präsident sich in seinen Sessel zurückzulehnen, und diejenigen von uns, die noch ein bißchen bleiben wollten, taten dies und baten ihn, die eine oder andere Nachricht noch etwas zu erläutern oder zu vertiefen. Die kleine Gruppe, die dann noch blieb, bestand aus Leuten, denen es nicht um die nackten Tatsachen ging, um Ankündigungen und Kundgebungen auf der formellen Pressekonferenz, sondern um die Erklärung und Deutung der facts. Sie waren die Vorgänger des heutigen Stils der Washingtoner Korrespondenten. Denn sie und ihre Chefs in den Heimatredaktionen waren zu der Überzeugung gekommen, daß das Nachrichtenrohmaterial, außer wenn es eine direkte und konkrete persönliche oder lokale Bedeutung hat, für den Zeitungsleser meistens unverdaulich und unverständlich ist.

Es versteht sich von selbst, daß man in einer Demokratie wie der unseren eine schwere Verantwortung auf sich nimmt, wenn man Nachrichten in einer Form verbreitet, in der sie durchsichtig werden und ihre wahre Bedeutung offenbaren. Diese Verantwortung ist so groß und verführt so leicht zu mancherlei Scharlatanerie, daß ich,

wenn ich es fertig bringe, darüber nachzudenken, mich damit tröste, daß wir ja nur die erste Generation von Zeitungsleuten sind, denen die Aufgabe zufiel, ein Massenpublikum über eine Welt zu unterrichten, die sich im Stadium eines so großen, so tiefen, so schnellen und so unvorhersehbaren Wandels befindet.

Die Zeitungskorrespondenten dieser Generation haben aus der Erfahrung gelernt, daß die alte Daumenregel über Reporter und Leitartikler, über Nachrichten und Kommentar das Wesen der journalistischen Arbeit in der modernen Welt zu sehr vereinfacht. Diese alte Regel besagt, daß die Reporter die Nachrichten sammeln, die aus facts bestehen, und daß die Leitartikelseite dann Meinungen äußert, die diese facts entweder billigen oder mißbilligen. Ehe ich diese Regel kritisiere, muß ich ihre bleibende Bedeutung anerkennen. Sie enthält das, was wir als die Bill of Rights der Arbeit der Zeitungsleute ansehen können. Sie ermutigt nicht nur zu schlagkräftigen Tatsachenberichten, sondern auch zum ehrlichen Suchen nach der Wahrheit, zu der diese facts gehören. Sie legt den Zeitungsbesitzern und dem Redaktionsstab Zurückhaltung auf. Sie autorisiert Widerstand — ja sie fordert geradezu einen honorigen Widerstand — gegen die Verzerrung der news durch spezielle Vorurteile und spezielle Interessen. Sie fordert die gemeinsame Opposition unseres ganzen Standes gegen eine Prostitution der Presse durch politische Parteien, durch politischen, wirtschaftlichen und ideologischen Druck, durch Streber auf der sozialen Leiter und durch leichte Vögel, die auf Gewinn aus sind.

Doch obwohl die Regel unerläßlich ist, um die Integrität der Presse aufrecht zu erhalten, kann man sie in der Praxis nicht auf eine hölzerne und wörtliche Weise anwenden. Der Unterschied zwischen Bericht und Interpretation muß neu definiert werden, um den Bedingungen der Gegenwart zu entsprechen.

Es ist ganz schön zu sagen, daß der Reporter die Nachrichten sammelt und daß diese aus facts bestehen. In Wirklichkeit aber gibt es in unserer Welt unendlich viele Tatsachen, so daß kein Reporter sie alle sammeln kann, keine Zeitung sie alle drukken und niemand sie alle lesen könnte. Wir müssen *einige* Tatsachen vor anderen sammeln und hervorheben und, indem wir das tun, nicht nur unsere Beine brauchen, sondern zugleich unser auswählendes Urteil in bezug auf das, was interessant oder wichtig oder beides ist.

Noch bedeutsamer ist, daß die wesentlichen facts oft weit entfernt sind und sich der Einsicht eines jeden Zeitungsmannes entziehen — so etwa die Bedingungen des militärischen Machtgleichgewichts in unserer heutigen Welt. Man kann nicht hingehen und sich dieses Gleichgewicht der Macht einmal ansehen: man muß es erschließen, kalkulieren und abschätzen. Die wesentlichen facts können sich in Gebieten ereignen, zu denen der Berichterstatter keinen Zugang hat — wie z. B. in Rotchina —, und dann muß man die facts aus Quellen zweiter Hand erschließen und kombinieren. Die facts liegen möglicherweise in der Vergangenheit. Dann muß man sie wiederentdecken und rekonstruieren — wie die Geschichte, die uns in unsere Lage in Berlin gebracht hat. Die facts können auch im Kopf eines Mannes der Öffentlichkeit ruhen, der, wie Herrn Chruschtschows Kopf, einer privaten Inspektion nicht zugänglich ist. Die facts können schließlich in der hin und her wogenden Flut der Meinung der Masse liegen — zum Beispiel facts über die kommenden Wahlen, die man weder leicht identifizieren noch abschätzen kann.

Unter diesen Umständen ist die Berichterstattung nicht mehr das, wofür wir sie in viel ruhigeren Zeiten hielten. Wenn wir versuchten, nur als facts zu drucken, was sich ereignet hat — wer dies und das tat oder sagte —, dann wären die Einzelheiten wie die Stücke eines Zusammensetzspiels, die man in einem Haufen auf den Tisch wirft. Die nicht geordneten Teile des Rohmaterials gäben überhaupt kein Bild, und es ist doch gerade die unausweichliche Aufgabe eines Washingtoner Korrespondenten, die Stücke so ineinanderzusetzen, daß sie ein Bild geben.

Allerdings hält der Vergleich mit dem Zusammensetzspiel nicht lange vor. Er ist sogar, wie die meisten Vergleiche, ziemlich gefährlich. Unsere Arbeit ist schwerer, als sie scheint. Im wirklichen Leben gibt es nämlich nicht wie beim Zusammensetzspiel nur ein Bild, in das alle die einzelnen Stücke möglicherweise passen. Es ist nur der totalitär eingestellte Verstand, der glaubt, daß es ein und nur ein Bild gibt. Alle die verschiedenen Ausprägungen des Totalitarismus, so heftig sie sich untereinander befehden mögen, haben diese Überzeugung gemeinsam. Jede ist davon überzeugt, daß

sie den Schlüssel zur Weltgeschichte und das richtige Bild von ihr hat, daß sie den Ablauf der Dinge kennt und daß alles, was sich ereignet, in ihrer Doktrin vorausgesehen und erklärt wird. Für den liberalen Sinn ist dieser Anspruch — wie jeder andere menschliche Anspruch auf Allwissenheit — vermessen und unwahr. Niemand kann so viel wissen. Die Zukunft ist in keinem Buch vorausbestimmt, das irgendein Mensch geschrieben hat. Die Zukunft ist das, was der Mensch aus ihr macht. Was die Gegenwart anbetrifft, in der die Zukunft sich vorbereitet, so wissen wir einiges von ihr, aber nicht alles und wahrhaftig nicht genug.

Da wir Zeitungsleute in der liberalen Tradition Amerikas sind, können wir die Nachrichten nicht in der Art interpretieren, daß wir die facts einem Dogma einpassen. Wir arbeiten mit Hypothesen und Theorien, die dann nach der regula falsi getestet werden. Wir stellen die plausibelste Interpretation auf, die uns einfällt, das einleuchtendste Bild, in das die Nachrichten, die noch Rohstoff sind, passen, und wir warten darauf, ob die späteren Nachrichten dann tatsächlich in die von uns gegebene Deutung passen. Wir haben gute Arbeit geleistet, wenn die späteren Nachrichten bei nur leichter Abwandlung der Interpretation in das von uns gezeichnete Bild passen. Wenn die späteren Ereignisse aber nicht in dieser Linie liegen, wenn die späteren Nachrichten die frühere Geschichte aus dem Felde schlagen, so kann man zweierlei tun. Entweder kann man die Theorie und ihre Deutung zum alten Eisen werfen, und das ist es, was liberale und ehrenhafte Männer tun. Oder man kann den unverdaulichen Tatsachenbrocken entstellen und unterdrücken . . ."

Strawinsky über sein Schaffen

In der *„Saturday Review"* vom 26. 12. 1959 berichtet Igor Strawinsky über die Entstehung seines heute „klassisch" gewordenen kultischen Tanzspiels, das bei seiner Erstaufführung ausgepfiffen wurde.

„Die Idee, ‚Le Sacre du Printemps' zu komponieren, kam mir, während ich noch am ‚Feuervogel' arbeitete. Ich hatte die Szene eines heidnischen Rituals geträumt, in der eine erwählte Opferjungfrau sich zu Tode tanzt. Diese Vision war noch nicht von konkreten musikalischen Ideen begleitet, und ich konzentrierte mich deshalb bald auf eine andere und rein musikalische Konzeption, die sich rasch zu einem Konzertstück für Klavier und Orchester entwickelte. Und dieses Stück war es denn auch, das ich zu komponieren begann. Ich hatte Diaghilev schon von ‚Le Sacre' erzählt, ehe er mich Ende September 1910 in Lausanne besuchte, aber von ‚Petroushka' — so hatte ich mein Konzertstück im Blick auf den Stil des Klavierparts genannt, weil mir in ihm die russische Puppe anzuklingen schien — wußte er noch nichts. Obwohl Diaghilev vielleicht enttäuscht war, keine ‚heidnischen Riten' zu hören, zeigte er es nicht. Er war vielmehr von ‚Petroushka' entzückt und ermunterte mich, sie zu einem Ballett umzuschreiben, noch bevor ich mich wieder ‚Le Sacre' zuwenden würde.

Die thematischen Ideen für ‚Le Sacre' kamen mir dann im Sommer 1911 . . . Im Herbst in der Schweiz eingetroffen, mietete ich für meine Familie ein Haus in Clarens und begann mit der Arbeit. Das gesamte ‚Sacre du Printemps' wurde in einem winzigen Raum dieses Hauses geschrieben, in einem Kabinett eher, dessen einzige Einrichtung aus einem kleinen Klavier, das ich auf dem Dämpfer hielt, einem Tisch und zwei Stühlen bestand . . . Anfang 1912 war die Komposition von ‚Le Sacre' vollendet. Die Instrumentation — eine weithin mechanische Arbeit, da ich immer die Instrumentation zusammen mit der Musik konzipiere — nahm mich dann noch vier Monate bis in den Frühsommer in Anspruch...

Daß die Uraufführung von ‚Le Sacre' von einem Skandal begleitet war, dürfte jedermann wissen. Ich selbst war auf diese Explosion nicht gefaßt. Das Verhalten der Musiker, die zu den Orchesterproben kamen, gab keinen Fingerzeig darauf. (Debussy, der sich tatsächlich über ‚Le Sacre' aufgeregt haben könnte, war viel wütender über dessen Erfolg im kommenden Jahr.) Auch das Bühnenbild schien kaum geeignet, einen Aufruhr herbeizuführen. Die Tänzer hatten monatelang geprobt. Sie wußten jedenfalls, was sie taten, obwohl gerade dies oft nichts mit der Musik zu tun hatte. ‚Ich zähle bis vierzig, während Du spielst', pflegte Nijinsky zu mir zu sagen, ‚und wir sehen dann schon, wie wir herauskommen'. Er konnte nicht verstehen, daß, wenn wir auch an demselben Punkt ‚herauskommen' mochten, das noch nicht hieß, daß wir auch unterwegs zusammengewesen waren. Die Tänzer folgten auch mehr Nijinskys Zählen als der Musik . . .

Bei der Uraufführung konnte man von Anfang an milde Protestrufe hören. Als sich dann aber der Vorhang über einer Gruppe x-beiniger und langbezopfter auf und ab hopsender Lolitas hob (‚Danses des Adolescents'), brach der Sturm los. Schreie wie ‚ta geule' (Halt's Maul) kamen hinter mir auf. Ich verließ den Saal voller Wut. (Ich saß auf der rechten Seite in der Nähe des Orchesters und erinnere mich, daß ich die Tür hinter mir zuknallte.) Ich habe mich niemals wieder so geärgert. Die Musik war mir so vertraut; ich liebte sie und konnte nicht verstehen, daß Leute, die sie noch gar nicht gehört hatten, schon im voraus protestieren wollten. In vollem Zorn kam ich hinter die Bühne. Dort sah ich Diaghilev, wie er die Lichter aus- und andrehte, in der Hoffnung, daß dies den Saal beruhigen möchte. Für den Rest der Aufführung stand ich in den Kulissen hinter Nijinsky und hielt seine Frackschwänze, während er wie ein Steuermann den Tänzern von einem Stuhl herunter die Zahlen zuschrie.

Mit mehr Vergnügen erinnere ich mich an die erste Konzertaufführung von ‚Le Sacre' im folgenden Jahr, die zu einem Triumph wurde, wie ihn nur wenige Komponisten erlebt haben dürften. Ob der tosende Beifall der jungen Leute, die das Casino de Paris füllten, mehr als ein Widerspruch gegen die schlechten Manieren des Urteils vom letzten Mal war, vermag ich nicht zu sagen, aber er schien mir viel mehr zu sein . . . Wieder war Monteux der Dirigent und die musikalische Ausführung war ideal. Angesichts des Skandals bei der Uraufführung hatte er Bedenken dagegen gehabt, ‚Le Sacre' wieder in sein Programm aufzunehmen, aber er hatte großen Erfolg mit der ‚Petroushka' gehabt und war stolz auf sein Prestige, avantgardistische Musiker zu bringen. Ich sagte ihm, daß ‚Le Sacre' viel symphonischer, viel mehr ein Konzertstück sei als ‚Petroushka' . . . Am Ende der ‚Danse Sacrale' stand das gesamte Publikum auf und spendete Beifall. Ich stand auf der Bühne und umarmte Monteux, der in Schweiß ausgebrochen war, — es war die salzigste Umarmung meines Lebens. Die Menge überschwemmte die hintere Bühne. Von Leuten, die ich nicht kannte, wurde ich auf die Schultern gehoben und auf die Straße in Richtung der Place de la Trinité getragen. Ein Polizist zwängte sich zu mir durch. Er wollte mich beschützen. Es war dieser Polizist, der sich später in Diaghilevs Erzählungen zu der folgenden Geschichte verdichtete; ‚Unser kleiner Igor braucht Polizeieskorten aus seinen Konzerten heraus wie ein Wettkämpfer'. (Diaghilev war grün vor Neid über jeden Erfolg, den ich außerhalb seines Balletts errang.)

Ich habe von ‚Le Sacre' seit 1913 nur eine Bühnenfassung gesehen, und das war eine Wiederaufführung durch Diaghilev im Jahre 1921. Diesmal waren Tanz und Musik besser koordiniert — es konnte auch kaum anders sein —, aber die Choreographie von Massine war immer noch zu sehr gymnastikartig und à la Dalcroz, um mir zu gefallen. Ich entschied mich damals dafür, ‚Le Sacre' als Konzertstück vorzuziehen . . .

Ich habe zweimal Teile von ‚Le Sacre' umgearbeitet, einmal 1921 für die Diaghilevaufführungen und dann 1943 lediglich die ‚Danse Sacrale' für eine Darbietung des Bostoner Symphonieorchesters, die nicht zustande kam. Die Änderungen durch diese Umarbeitungen sind stark diskutiert worden, obwohl ich glaube, daß sie nicht sehr bekannt sind und oft gar nicht bemerkt werden. In wenigstens zwei der Tänze waren die Taktlängen weiter ausgezogen als in der Urfassung von 1913. Zu jener Zeit versuchte ich, den Takt gemäß der Phrasierung auszurichten, aber meine Erfahrung von 1921 führte mich dazu, kleinere Einteilungen vorzuziehen. (Ein Vergleich der beiden Fassungen der ‚Evocation des Ancêtres' würde das Prinzip der später angewandten Unterteilungen zeigen; ich glaube jedoch, daß ich das einzige Exemplar der Originalfassung besitze.) Die kürzeren Takte erwiesen sich als für den Dirigenten besser zu bewältigen und klarer für das Orchester. Ich hatte auch das Gefühl, daß sie die Skandierung der Musik deutlicher machten. (Ich dachte gestern über eine ähnliche Frage nach, als ich eine vierzeilige Strophe der Sonette an Orpheus las. Schrieb der Dichter sie in dieser Länge oder teilte er sie, wie ich glaube?) Meine Hauptabsicht bei der Bearbeitung der ‚Danse Sacrale' war, die Aufführung mittels einer leichter zu lesenden Einheit von Taktschlägen zu erleichtern. Aber auch die Instrumentation wurde geändert und, wie ich glaube, in mancher Hinsicht verbessert. Ich war niemals mit den Hornpartien zufrieden. Zum Beispiel ist die Musik der zweiten Gruppe von vier

Hörnern in der späteren Fassung wesentlich verbessert. Der gedämpfte Hornton, der dem Fünf-Ton-Posaunensolo folgte, wurde in dieser Version der viel stärkeren Baßtrompete übertragen, und die Partien der Saiteninstrumente wurden zum größten Teil umgeschrieben. Liebhaber der älteren Fassung waren darüber traurig, daß der letzte Akkord geändert wurde. Aber ich konnte ihn niemals leiden. Er war vorher bloß Geräusch und ist nun eine Ballung unterschiedlicher Tonhöhen. Aber ich würde immer an meiner Musik herumbasteln, wenn ich nicht zu sehr damit beschäftigt wäre, mehr davon zu komponieren, und ich bin immer noch nicht ganz mit ‚Le Sacre' zufrieden ...

Ich hatte kein System bei der Komposition von ‚Le Sacre du Printemps'. Wenn ich an die Musik der andern Komponisten jener Zeit denke, die mich interessieren — Berg's Musik, die synthetisch (im besten Sinn) ist, und Webern's Musik, die analytisch ist —, wie viel theoretischer erscheint sie als ‚Le Sacre'. Und diese Komponisten gehörten einer großen Tradition an und waren von ihr getragen. Hinter meiner Musik in ‚Le Sacre' liegt sehr wenig Tradition und keinerlei Theorie. Ich nahm nur meine Ohren zu Hilfe. Ich hörte und schrieb, was ich hörte. Ich bin nur das Gefäß, durch das ‚Le Sacre' ging."

Der Benjamin der Académie Française

Zu den höchsten Ehren, die ein französischer Schriftsteller erfahren kann, gehört die Aufnahme in die Académie Française, die ihm bestätigt, daß er zu den „Unsterblichen" gehört. Über die Aufnahme ihres jüngsten Mitglieds Henry Troyat, der inzwischen die Berufung Henry de Montherlants folgte, berichtet *„Le Monde"* (25. 2. — 2. 3. 1960):

„Mit Henry Troyat nahm der Benjamin der Académie unter der ‚Kuppel' Platz. Als er mit einem diskreten Lächeln sich verneigend eintrat, mit dem Oberkörper eines Tambour-Majors unter den Blütenstickereien seines Habits, applaudierten alle Gäste diesem Mann, der noch nicht einmal fünfzig ist und so jung aussieht. Er überragt die ihn Einführenden, François Mauriac und André Maurois, um Haupteslänge. Das anwesende Publikum ist erlesen, elegant und zum großen Teil weiblich. Diplomaten, Schauspielerinnen, Schauspieler und Schriftsteller: der Turban in Silberstroh der Madame Françoise Rosay, die Brille des Prinzen Pierre de Monaco, die gewaltigen Schultern Philippe Hériats, die Löwenmähne Joseph Kessels, die Hüte kühn und frühlingshaft mit Veilchen drapiert. Einige Minuten des Schweigens auf Geheiß von Maréchal Juin, um Léon Bérards zu gedenken, der heute morgen verschieden ist. Ein neuer Ausfall an dem Tage, an dem ein neues Mitglied einen leer gewordenen Platz einnimmt.

Henry Troyat erhebt sich, um seinen Dank vorzulesen. Der große Kristall-Leuchter strahlt auf. Die ‚Kuppel' bedarf des elektrischen Lichts. Der Himmel über dem Schieferdach ist so grau, so regnerisch. Nach einer Lobeshymne auf seinen Vorgänger Claude Farrère, der ebenfalls den Prix Goncourt erhalten hatte, sprach der große Autor der ‚Semailles' von Pierre Louys und Pierre Loti, die seine Götter waren. Der Olymp seiner Generation hat seine Meister gewechselt. Loti hat Falten bekommen. Henry Troyat vermeidet es freundlich, sie zu betonen. Er überfliegt mit leichter Ironie die gefühlvolle Geographie des alten Meisters, den er uns zeigt, wie er am Abend seines Lebens Farrère empfängt, ‚in einer Art importierter Moschee, in Rochefort, wobei er in einem Sessel von poliertem Holz unter einem Baldachin vertrockneter Palmen sitzt.'

Maréchal Juin, zu dessen Rechter Maurice Garçon und zu dessen Linker Maurice Genevoix sitzt, gratuliert dem Neuaufgenommenen zu seiner glänzenden Wahl, die im ersten Wahlgang und beinah einstimmig erfolgte. In akademischer Sprache nennt man das eine ‚Maréchal-Wahl'! Er rät ihm jedoch, sich darauf nicht zu viel zugute zu halten, da ‚dieses Wort nicht nur an den Stab, sondern auch an die Wechselfälle des Schicksals erinnert'.

‚Und jetzt lassen Sie uns von Ihnen sprechen, Monsieur.' Henry Troyat setzt die Miene eines guten Schülers auf. Er hört seine eigene Geschichte von einem Maréchal Frankreichs erzählt. Als er seinen Militärdienst leistete (in Metz, bei der Artillerie), hätte er je an eine solche Ehre zu denken gewagt?

Im Regen begeben sich die Akademiker zu ihren Wagen, nachdem sie zwischen den Bajonetten der Garde und unter den Säbeln der Kavalleristen hindurchgeschritten sind. Sie treffen sich ein wenig später unter dem zweihundert Jahre alten Deckengetäfel des Hotel de Croy, boulevard Raspail. Madame Henry Troyat, von Glück überstrahlt, und

der Autor der ‚Sainte Russie' empfangen hier die Freunde ihres Ehrentages und die der andern Tage, die ihnen vorangegangen sind. Die Telegramme, die Glückwunschschreiben für den Triumphator reißen nicht ab. Eines schickt ihm der Magistrat von Paris. Er erinnert den neuen Unsterblichen daran, daß er zwischen den Kriegen in der Präfektur an der Seine ‚ein ausgezeichneter Beamter' war."

Zwei Stühle in San Quentin

An Caryl Chessmans unheimlichen Kampf um sein Leben knüpfte Robert Meyners, assistant professor für christliche Ethik und Philosophie in Claremont, Californien, in *„The Christian Century"* vom 16. März 1960, also noch vor der Hinrichtung Chessmans, einige Betrachtungen über die Todesstrafe, in denen er sich allerdings nur mit der Abschreckungstheorie beschäftigt und nicht auf die Frage eingeht, ob es außer ihr nicht auch noch andere christliche Argumente für die Todesstrafe gibt.

„Zum achten Male wurde nunmehr die Vollstreckung der Todesstrafe an Caryl Chessman aufgehoben, aber es wäre wohl richtiger, zu sagen, daß Chessman zum achten Male gestorben ist. Kalifornien hat ein ‚aufgeklärtes' Strafsystem, und der Tod in einer in fröhlichen Farben gehaltenen Gaskammer ist physisch schmerzlos. Es gibt nur die Angst vor dem bevorstehenden Tod, und mit dieser hat Chessman elfeinhalb Jahre lang gelebt. So sagte er auch kürzlich, als er sich von seinem Rechtsanwalt verabschiedete: ‚Sie sprechen mit einem toten Mann.'

Die Kontroverse, die um diesen Fall entstanden ist, sollte nicht die Tatsache verdunkeln, daß dieses verlängerte In-Gefahr-Schweben ein deutliches Beispiel für die Ungleichheit und Unmenschlichkeit der Todesstrafe ist. Chessman wurde 1948 der Entführung mit Körperverletzung zwecks Raubes überführt, eine Kombination, die in Kalifornien mit dem Tode zu bestrafen ist. Chessman beging keinen Mord. Von 227 Personen, die in Kalifornien 1957 des Mordes überführt wurden, verurteilte man nur acht zum Tode. Das ist kaum Gleichheit vor dem Gesetz, aber gerade so wird die Todesstrafe ständig gehandhabt. Studenten der Kriminologie ist es wohlbekannt, daß die Todesstrafe in erster Linie den Enterbten zugemessen wird — den Armen, Unwissenden und Gliedern von Minderheitsgruppen.

Gewiß, Chessman ist dem Tod durch juristische Manöver und fragwürdige Praktiken entgangen. Er hat aus dem Gesetz eine Travestie gemacht. Wenn er ein unwissender Mensch gewesen wäre und nicht einer, der sich juristische Kenntnisse erwerben und weitverbreitete Bücher schreiben konnte, während er im Gefängnis saß, wäre er schon längst tot. Man sollte ihn nicht als Held betrachten. Trotzdem hat sein Fall eine öffentliche Diskussion über die Todesstrafe entfacht. Sicher wird es Zeit für das christliche Gewissen, mit diesem Problem ins reine zu kommen.

Es werden wohl nur wenige mit dem britischen Schriftsteller Victor Gollancz übereinstimmen, der behauptet, die Todesstrafe müßte abgeschafft werden, selbst wenn das zur Folge hätte, daß unmittelbar nach ihrer Aufhebung die Zahl der Morde beunruhigend anschwellen würde. Keine legalistische Auslegung des 6. Gebotes könnte eine solche Konsequenz rechtfertigen. Aber es gibt gar keinen Beweis dafür, daß mit solch einem qualvollen Dilemma zu rechnen wäre. Fünfzig Staaten und Länder haben die Todesstrafe abgeschafft, zuerst Michigan im Jahre 1847. Weltumfassende Untersuchungen vermochten keine Beweise für die Meinung beizubringen, daß die Tötungsdelikte anwachsen, wenn man die Todesstrafe abschafft, oder daß sie sich verringern, wenn man sie wieder einführt. Wenn die Todesstrafe tatsächlich ein Abschreckungsmittel wäre, müßte man nach ihrer Abschaffung ein Anwachsen der Straftaten feststellen können.

Die Todesstrafe wirkt nicht als Abschreckungsmittel, und der Grund dafür ist auch leicht einzusehen. Gewalttaten werden meistens von geistig gestörten Menschen begangen; diese Verbrecher sind daher meist von impulsivem Charakter. Wenn man erwartet, daß sich die Todesstrafe als ein wirksames Abschreckungsmittel bewährt, heißt das, daß man abnormen Leuten zutraut, sie stellten bei ihren Handlungen die möglichen Konsequenzen objektiv und rational in Rechnung. Man kann sogar die Behauptung wagen, daß es wirksamere Abschreckungsmittel als die Todesstrafe gibt. Die Gewißheit der Strafe ist eine wirksamere Abschreckung als die Schwere der Strafe. Gerade weil der Tod unwiderruflich ist, ist es wenig wahrscheinlich, daß Geschworene und Richter ihn verhängen. Diese Tatsache verringert die Zahl der Todesurteile und führt, nebenbei bemerkt, zu kostspieligen

Verzögerungen. Ungefähr die Hälfte der Tötungsdelikte in Kalifornien führt nicht zur Verurteilung wegen Mordes, und wahrscheinlich hängt das zum Teil damit zusammen, daß man fürchtet, unschuldige Menschen in den Tod zu schicken.

Unter christlichen Gesichtspunkten könnte die Todesstrafe nur gerechtfertigt werden, wenn es schlüssige Beweise dafür gäbe, daß sie der Abschreckung diente. Dies ist nicht der Fall, und trotzdem fahren Kirchenchristen und andere fort zu versichern, daß sie der Todesstrafe positiv gegenüberstehen, da sie Verbrechen verhindere. Einige vergessen so weitgehend die Grundlagen christlichen Urteils, daß sie behaupten, Chessman z. B. ‚verdiene zu sterben'. Noch viel seltsamer ist das Argument, daß es zu viel koste, so wertlose Leute im Gefängnis unterzubringen. In Kalifornien jedenfalls zeigt der Augenschein, daß es billiger ist, sie zu behalten, als das Todesurteil zu vollstrecken — aber das gehört gar nicht hierher. Geld ist kaum ein christliches Motiv dafür, daß man einem Menschen das Leben nimmt.

Nicht so gewichtig wie das Hauptargument, aber immer noch gewichtig genug ist *der* Grund christlicher Opposition gegen die Todesstrafe, daß sie eine demoralisierende Wirkung auf das Publikum und die öffentlichen Amtsträger habe. Chessman gehört nicht zu jener Art von Leuten, auf die sich die öffentliche Aufmerksamkeit lange ohne unangenehme Folgen richten kann. Kalifornien füllt gegenwärtig die amerikanischen Zeitungen mit den ekelhaften Sensationen um den Prozeß von Dr. Bernard Finch. Ein Hauptelement in dem bewußt entfalteten Gerichtssaal-Drama ist die dahinter stehende Drohung der Gaskammer.

Wenn diese Situation für ein Publikum demoralisierend ist, das ein gruseliges Interesse an einem — nach Staaten verschieden — verhängten Tode nimmt, so ist sie noch aufreizender für das Gewissen der Staatsbeamten, die die Entscheidung treffen und sie dann vollstrecken müssen. Leonard Woolf hat bezeugt, daß es in drei von vier Exekutionen, denen er beiwohnen mußte, die Beamten waren, die ‚einer grausamen und unmenschlichen Behandlung' unterworfen waren. Bestimmt ist der Gouverneur, bei dem das Gnadenrecht liegt, in einer unzumutbaren Lage.

Es gibt kein besseres Symbol für die degradierenden Wirkungen von Exekutionen als dieses, daß sich in dem ‚grünen Raum' in San Quentin zwei Stühle befinden. Es sind keine ökonomischen Erwägungen, die dazu zwingen, zwei Vollstreckungen zugleich vorzunehmen. Der Unterschied zwischen zwei chemischen Tabletten oder einer fällt nicht ins Gewicht. Nein, es ist die Ökonomie der Agonie; die Vollstreckungsbeamten sollen ihre Tortur nicht öfter als nötig zu ertragen haben . . ."

Lazarus unter uns

Micheline Maurel, Kein Ort für Tränen. Bericht aus einem Frauenlager. Deutsch von Wolfgang Peters. Claassen Verlag, Hamburg 1960, 144 S, Engl. Br. 9,80 DM. — *Jean Cayrol*, Lazarus unter uns. Zwei Essays. Aus dem Französischen übertragen von Sigrid von Massenbach. Verlag Curt E. Schwab, Stuttgart 1959, 93 S., 7,80 DM.

Wer für zwei Bücher aus dem finsteren Tal der KZ-Häftlinge wenigstens Aufmerksamkeit wecken möchte, befindet sich in der Lage eines Menschen, der besonders niederdrückend die Vergeblichkeit aller Mühen erfährt. Es hat vermutlich überhaupt keinen Sinn, über solche Bücher noch zu sprechen. Niemand wird sie lesen wollen, es sei denn um eines düsteren Reizes willen. Micheline *Maurel*, eine der wenigen überlebenden Frauen der französischen Widerstandsbewegung, erzählt am Ende ihres dokumentarischen Berichtes aus dem Frauenlager Neubrandenburg „Kein Ort für Tränen" von jenen schauerlich lüsternen, zudringlichen und neugierigen Fragen, die ihr nach der Heimkehr aus dem KZ allenthalben gestellt wurden. François Mauriac sagt in seinem Geleitwort: „Die Sorte Mensch, die hier fragt, ist die gleiche wie jene, die dort folterte." Womöglich dürfte man also derartige Bücher gar nicht empfehlen, weil sie an die dunklen Instinkte falscher Leser geraten könnten.

Vor allem aber möchten wir die Konzentrationslager endlich vergessen. Das ist einigermaßen verständlich und im ungerührten Gang der Geschichte wohl auch unaufhaltsam. Aber es leben doch noch Menschen unter uns, die das Konzentrationslager niemals vergessen können, weil sie dessen Opfer waren und schon wieder wie Ausgesetzte existieren müssen, Schatten ihrer selbst in einer unzugänglichen Einsamkeit. „Die Deportierten sind tot oder sie tragen ihr Lager in sich selber, zu dem niemand Zugang hat", schreibt Micheline Maurel. Der französische Dichter Jean *Cayrol*, der als Widerstandskämpfer in das KZ Gusen bei Mauthausen deportiert wurde, sagt in seinem Essay „Die lazarenischen Träume", für den KZ-Häftling habe die Welt außerhalb des Lagers den Platz der überirdischen Welt eingenommen, so daß ihm der Zugang zu der sogenannten Wirklichkeit fortan versperrt blieb: „Leider hält für viele der konzentrationäre Terror im Unterbewußtsein noch weiter an." Es ist also gar nicht in unser Belieben gestellt, zu vergessen. Folter und damit auch die Schuld dauern an.

„Lazarus unter uns" heißt das kleine, kaum beachtete Buch, in dem Jean Cayrols Essays über die lazarenischen Träume und das Postulat einer lazarenischen Literatur zusammengefaßt sind. Es ist eines der merkwürdigsten, aber auch erschütterndsten Bücher unserer Zeit, gerade weil es nicht von den Schrecken der Lager handelt, sondern von der großen Zuflucht der Träume, von dem „Reliquienschrein" des Schlafes, über den die SS keine Macht hatte. „Die Träume wurden zur Schutzhütte, zu einer Art Maquis der realen Welt." Von solchen rettenden Träumen her beschreibt Cayrol den heimgekehrten Häftling als einen Lazarus unserer Zeit, der längst im Totenreich lebte, nun aber erneut in der sogenannten Wirklichkeit existieren muß, ohne noch irgend Kontakt zu finden: „Seit der Rückkehr sinnt der Deportierte darüber nach, wer wohl sein Gesicht wiedergefunden hat, wer in seine Züge hat zurückkehren können, wer keiner ‚Gesichtsoperation' unterworfen wurde. Weiß man jemals, wer neben einem steht?" Und Micheline Maurel schreibt: „Offiziell, da besteht kein Zweifel, bin ich zurückgekehrt. Doch in Wirklichkeit: wer ist denn zurückgekehrt?"

Die ehemaligen Häftlinge leben unter uns und sind unvorstellbar einsam. Sie nennen sich Lazarus. Bis in die letzten Tiefen ihrer Existenz sind sie auf Lebenszeit gezeichnet von der schrecklichsten Entstellung des Menschen: „Ich hungerte und ich fror, ich hatte Läuse, die Krätze und die Ruhr, aber ich war noch ich selber ... So begann der erste Winter", schreibt Micheline Maurel. Nach dem ersten Winter aber heißt es in ihrem Bericht: „Zu Anfang träumte ich von dem süßen Wiedersehen mit meinem Piloten ... Später sah ich meinen Freund nur noch mit großen Broten im Arm ... Dann sah ich auch keine geliebten Wesen mehr, sondern nur noch das Brot." Bei so wahnwitzigem

Hunger tauschten die Frauen im Lager Neubrandenburg die raffiniertesten Kochrezepte aus. Dieses düstere Spiel des Hungers war so unwiderstehlich, daß sie es flüsternd sogar noch fortsetzten, während andere Frauen am Lager einer sterbenden Kameradin beteten. Jean Cayrol beschreibt „Nahrungsträume von unvorstellbarem Reichtum an Details".

Micheline Maurel machte mitunter Verse für ihre Kameradinnen im Lager. „Sie sind wertlos", sagt sie heute kurz und bündig. Aber ihre Kameradinnen wurden damals sogar böse, wenn sie irgendeine poetische Wendung in ihre Verse brachte. „Das ist doch Literatur!" sagten sie verächtlich und drangen auf Änderung. In dem gleichen Sinne ist Micheline Maurels Buch „Kein Ort für Tränen" von jederlei Literatur weit entfernt. Es berichtet nur, ganz schmucklos, ohne jeden Aufwand, es kümmert sich nicht um eine besonders gute Sprache, es untertreibt bewußt, es hält sich niemals bei den Schreckensszenen im Lager auf, sondern immer nur bei dem entsetzlichen Verfall des Menschen, der am Ende, kurz vor der sogenannten Befreiung, über und über mit Schwären bedeckt, nur noch auf allen Vieren einherkriecht, weil er sich nicht mehr aufrecht halten kann. Als endlich die Russen kamen und die Frauen aus Neubrandenburg ziellos im deutschen Zusammenbruch umherirrten, da machten die Soldaten der Roten Armee nicht einmal vor diesen entstellten Opfern der Konzentrationslager halt. Die Befreiung begann mit der Vergewaltigung. Ein solches Buch, denke ich, müßte man lesen. Es ist keine Spur von Haß darin. Desto niederschmetternder wirkt es.

Wenn Micheline Maurel zwischendurch einmal jene Aufseherinnen erwähnt, die immerfort mit Peitschen oder Fußschemeln schlugen, dann stoßen wir auf die andere Fortdauer der Konzentrationslager, denn auch diese Aufseherinnen, die wir allzu rasch „entmenscht" nennen, leben ja zu einem Teil noch unter uns. Sie waren und sie sind leider gar nicht entmenscht, sondern Menschen, wie der Mensch nun einmal ist. Mit einiger Freundlichkeit spricht Micheline Maurel von den deutschen Zivilisten in der Flugzeugfabrik, in der die Frauen aus dem Lager hart arbeiten mußten. Diese Zivilisten, sagt sie, hätten die Frauen niemals geschlagen oder drangsaliert. Aber dann folgt ein Satz, der beinahe schlimmer klingt, als wenn Micheline Maurel auch den Zivilisten Grausamkeiten nachgesagt hätte: „Niemals sah ich einen einzigen von ihnen eine Bewegung des Protestes machen." Die Frauen aus dem Lager wurden von ihren Aufseherinnen auch bei der Arbeit geschlagen und mit Füßen getreten. Keine Bewegung des Protestes ... Das ist erst die eigentliche menschliche Katastrophe.

Man wird sagen: was sollen uns solche Beschreibungen der menschlichen Katastrophe, denn jetzt können wir ja doch nichts mehr daran ändern! Solche pauschalen Ereiferungen sind recht verdächtig. Man könnte schon, aber man will nicht. Jean Cayrols Essay „Für eine lazarenische Literatur" ist ein einziger Affront gegen die Ästheten der Literatur, für die es selbst nach den abgründigen Schrecken der jüngst vergangenen Zeit nur formale Fragen der literarischen Disziplinen gibt, die sich in einem Wolkenkuckucksheim avantgardistischer Experimente von vorgestern verschanzen, um nur ja nicht der leidenden Kreatur inne zu werden. „Ich bin für eine Literatur des Erbarmens, die den Menschen rettet", schreibt Jean Cayrol. Das ist allerdings eine Herausforderung an die Literatur unserer Tage. Nicht von ungefähr hält der Christ Jean Cayrol gerade den „unruhigen Albert Camus" für den ersten Sucher einer solchen lazarenischen Literatur. „Wir bedürfen mehr denn je der Schriftsteller des öffentlichen Heils, solcher, die keine Angst haben, die Finger zu beschmutzen und selbst in die verdüstertsten Seelen, in jenes vielzitierte Labyrinth der menschlichen Brust hinabzusteigen."

Daß der überlebende KZ-Häftling heute so einsam und „kontaktlos" als ein Lazarus unter uns existieren muß, liegt letzten Endes wohl daran, daß wir uns beharrlich weigern, die Erfahrungen der überlebenden Häftlinge in das Bild unserer sogenannten Wirklichkeit aufzunehmen. Jean Cayrol macht sich in dieser Weise auch keine Hoffnungen. Gleich mit dem ersten Satz seines Vorwortes zu dem Buch „Lazarus unter uns" sagt er: „Es ist nicht unsere Absicht, das, was wir das lazarenische Postulat nennen, in die erstaunliche Frivolität der modernen Welt einzuführen ..."

Die beiden Bücher von Micheline Maurel und Jean Cayrol sind gewiß keine angenehme Lektüre, doch gehört einige Frivolität dazu, sie nicht zu lesen.

Heinz Beckmann

Judenvernichtung

Rudolf Höss, Kommandant in Auschwitz, Autobiographische Aufzeichnungen, eingeleitet und kommentiert von Martin Broszat. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1958, 184 S., Ln. 15,80 DM.

„Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn hundert Leichen beisammen liegen, wenn fünfhundert daliegen oder wenn tausend daliegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei — abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen — anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und nie zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte." Diese Worte, die Heinrich Himmler am 4. Oktober 1943 vor dem obersten Führungskorps der SS im Hinblick auf die Judenvernichtung sprach, verraten das gleiche grauenhafte und verschwommene Pathos, das auch in dem Bericht des Lagerkommandanten von Auschwitz immer wieder durchbricht. Seine Aufzeichnungen zeigen jenes Nebeneinander von philiströser Phantasielosigkeit, sentimentaler Gefühligkeit und verklemmter kleinbürgerlicher Rechtschaffenheit, das den bürokratisch versachlichten Terror im dritten Reich mehr kennzeichnete als das Handeln perverser Sadisten und verkommener Brutalinskis.

Von Ende Mai 1946 bis zum 2. April 1947 war Höss Häftling im Krakauer Untersuchungsgefängnis. Am 2. April 1947 wurde er zum Tode verurteilt und am 16. April in Auschwitz gehängt. Während seiner Untersuchungshaft in Krakau schrieb Höss die Aufzeichnungen nieder, deren wichtigste Teile das Institut für Zeitgeschichte in deutscher Sprache herausgegeben hat. Ihre Authentizität ist unbestritten.

Höss zeigt sich in seinem Bericht als ein Paradebeispiel für die nach eingehenden Untersuchungen von Horkheimer und Adorno aufgestellte These, daß eine strenge, patriarchalisch bestimmte Erziehung, verbunden mit einer prüden Gefühlszurückhaltung im Elternhaus besonders anfällig für die nazistische Verführung machte, zumal wenn der Betroffene der Schicht des nach dem ersten Weltkrieg politisch verprellten und mühsam seinen Status wahrenden Kleinbürgertums angehörte. Wie eine bös erfundene Satire auf die ängstliche Prüderie im anständigen deutschen Bürgertum klingen seine Aussagen über Liebe und Ehe und über die ihn so sehr faszinierenden und abstoßenden Beobachtungen des sexuellen Verhaltens von Lagerinsassen.

Ähnlich erschreckend ist die dumpfe Selbstverständlichkeit, mit der dieser bürokratische Organisator des Auschwitzer Massenmordes die Begriffe Treue, Ehre, Anständigkeit und Sauberkeit im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit verwendet.

Unter all den Büchern, die sich bemühen, die entsetzlichen Geschehnisse in den Konzentrationslagern verstehbar zu machen, gibt es wohl keines, das so vielfältige und aufschlußreiche Einblicke in die Mentalität der Organisatoren des Massenmordes vermittelt. Man möchte dem Buch daher eine große Verbreitung wünschen.

Walter Hähnle

Der Kardinal

Josef Martin Bauer, Kranich mit dem Stein. Roman. Ehrenwirth Verlag, München 1958, 741 S., Ln. 24,80 DM.

Daß Josef Martin Bauer packend erzählen kann und genau den richtigen Ton trifft, um einen vielschichtigen Leserkreis zu fesseln, erweisen die Auflageziffern seines Buches „Soweit die Füße tragen". Schon 1958 betrug die deutsche Gesamtauflage 280 000, und sie wird sich inzwischen noch erhöht haben, da die Nachfrage nach diesem „steadyseller" angehalten hat.

Ganz so eingängig wie Bauers abenteuerliche Fluchtgeschichte aus sibirischer Gefangenschaft ist der Roman „Kranich mit dem Stein" nicht. Der Autor hat sich mit dem Buch auf ein schwieriges Unterfangen eingelassen. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein deutscher Kardinal mit fingiertem Namen, in dessen Wesen und Wirken aber unschwer eine exponierte historische Persönlichkeit zu erkennen ist, nämlich der Münchner Kardinal Faulhaber. Nun ist es zwar eine durchaus gebräuchliche und legale Gepflogenheit des historischen Romans, an den Schicksalen eines Durchschnittstyps die Signaturen bestimmter Zeitläufte zu erhellen und mit Einfällen, die der Phantasie und Imagination des Autors entspringen, die historische Wirklichkeit prägnanter ins Blickfeld zu rücken. Gelten diese Freiheiten, Dichtung und Wahrheit unlösbar und nicht immer durchsichtig miteinander zu verquicken, aber auch für den Zeitroman? Gelten sie vor allem dann, wenn, wie in dem vorliegenden Buch, eine bedeutende historische Persönlichkeit, die eine aktive Rolle

in ihrer Zeit spielte, im Mittelpunkt der Ereignisse steht? Der Autor will solchen auf der Hand liegenden Bedenken von vornherein die Spitze abbrechen, indem er in einem kurzen Vorspruch erklärt, er lasse es unbestritten, „daß mancher zu manchem, was Atmosphäre und Umstände betrifft, mehr und zuweilen sehr Präzises weiß; aber im Grunde ist dazu nichts zu wissen, denn vor einem unveränderlichen historischen Hintergrund ist alles Geschehen und die Fülle der Personen nur der Gesetzlichkeit eines Romans unterworfen, als der das Buch gewertet sein will".

Diese Auffassung ist nicht gerade überzeugend. Bei einem Vorhaben wie diesem wäre es zweifellos richtiger gewesen, den Kardinal beim Namen zu nennen und seine Biographie zu schreiben oder die Fabel eines Zeitromans um eine erfundene, zum mindesten weniger im Licht der Öffentlichkeit stehende Persönlichkeit zu gruppieren. Ein Zeitroman nämlich ist das Buch, in dem wesentliche Ereignisse der deutschen Geschichte von der Jahrhundertwende bis in die jüngste Vergangenheit heraufbeschworen werden, und zwar im Zusammenhang mit der Zentralgestalt des Kardinals.

Wir verfolgen den Weg des Martin Petuel, wie Bauer seinen Helden nennt, aus sehr bescheidenen Anfängen, bis er, im Laufe einer beispiellosen Karriere, an eine Spitzenposition der kirchlichen Hierarchie gelangt. Dabei wird seine innere Entwicklung genau so interessant geschildert wie sein geistliches Wirken: anfänglich in begrenztem Rahmen, als Priester und Lehrer in der Provinz, später in seiner Verflochtenheit in die allgemeine innerdeutsche Geschichte und, am Rande, auch in die vatikanische Politik der Zeit. Eigentlich ist dieser Martin Petuel, wie wir ihn zunächst kennenlernen, alles andere als anziehend: ein bis zur Feigheit furchtsamer Charakter, der, gehemmt durch seine kleinbürgerliche Herkunft, einen Ausgleich in schrankenlosem Ehrgeiz und unbändigem Stolz sucht. Lauter Eigenschaften, die die noblen Züge seines Wesens zunächst verdecken. Aber die Verhältnisse kommen Martin Petuel zu Hilfe: durch eine strenge benediktinische Erziehung werden die Grundlagen für seine fundierte Bildung gelegt; vollendeten gesellschaftlichen Schliff vermittelt dem Jüngling der Umgang mit einer Dame, bei der er während seiner Gymnasialzeit wohnt; zuchtvolle Disziplin schließlich lernt er bei den Jesuiten der Gregoriana in Rom. Aber die Lebensangst bleibt, eine Angst, die Martin Petuel sich von Anbeginn verbietet, die er immer von neuem überwindet, bis er, im ständigen Kampf gegen die angeborene Kleinmut und Schwäche, der große Kirchenfürst wird, der seiner Herde Kraft und Halt zu geben vermag in den Prüfungen der nationalsozialistischen Ära. Getreu dem Wappenspruch, den er sich als Bischof wählt: „Wenn ich wache, habt ihr nichts zu fürchten."

In jener Zeit des Terrors, die den breitesten Raum in dem Buch einnimmt, entfaltet der Kardinal einen an bewußte Herausforderung der Gewalthaber grenzenden Mut, eine Unbeugsamkeit, wenn es um kirchliche Belange geht, eine Haltung, die weit über den Bereich seines Kirchenvolkes hinaus wirkt, beispielhaft und tröstlich zugleich.

„Ein klassisches Menschenalter lang hatte er getragen, gelitten, was einer, der über seiner Welt stand, vielfach gelitten und getragen haben mußte, ehe die unter ihm ihn bis ins Letzte anerkannten wie eine Gestalt aus anderen Räumen. Herzöge und Könige in der 25. Generation besaßen den Anspruch auf das Volk von selbst, weil ihre Vorfahren vor Generationen sich diesen Anspruch erdient hatten. Den brach nicht einmal eine Revolution. Er aber, Martin Kardinal von Petuel, hatte 25 Jahre lang sich verausgabt bis auf den untersten Boden seines Wesens, immer sich selbst präsentiert und gegeben, bis man rings um ihn angefangen hatte, nach ihm und an ihm auszurichten und aufzurichten, was man als Leben sicherer so, aus zweiter Hand, lebte, wenn dem, nach dem sich alles richtete, kein Hauch Antlitz und Gestalt trübte."

Das Zitat ist übrigens typisch für breite Teile des Buches. Die schwülstige Diktion und das sich hier dokumentierende Pathos sind nicht jedermanns Sache; zudem beschwert eine gewisse Langatmigkeit den Fluß der Handlung. Doch gelingt es dem Autor immer wieder, seine Leser in Spannung zu halten durch die eindrucksvolle Gestalt des Kardinals und dessen unbeirrten Weg durch die Zeiten. Bei allen sich aufdrängenden Einwänden gegen das Werk muß man dem Autor doch zugestehen, daß er redlich die Schuld der Vergangenheit aufdeckt, in die wir alle verstrickt sind, wo immer wir damals auch gestanden haben mögen. Eine Einsicht, die die mannigfachen Mängel des Buches ausgleicht. Denn die verdrängten Schuldkomplexe so vieler Zeitgenossen sind eine schwere Belastung für die Gegenwart und Zukunft — das stellt sich immer deutlicher heraus.

Anneliese Dempf

Mutmaßungen über Deutschland

Uwe Johnson, Mutmaßungen über Jakob. Roman. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M. 1959, 308 S., Ln. 14,80 DM.

Ein Kunstwerk ist sichtlich unterschieden von dem Begriff, den wir uns von ihm machen (übrigens unterschieden auch von dem Bewußtsein, das sein Urheber von ihm hat). Eben diese Nicht - Übereinstimmung und dumpf gefühlte Differenz ist es, die immer wieder aufs neue aneifert, das Kunstwerk zu erobern. Nun sollte man freilich meinen, eine solche Eroberung gelänge leichter, rascher, vollständiger in dem Maße, als Werk und Leser im Medium der Zeitgenossenschaft, dieser behenden Kupplerin konträrer Interessen und Gedanken, verbunden und aufeinander eingestimmt sind. Doch das epische „Zeitbild", von dem alle Rezensenten behaupten, daß es endlich verfaßt werden müsse, und daß es, einmal vorhanden, das Koordinatensystem unserer Literatur gewissermaßen über Nacht wieder zurechtrücken werde —, das epische Zeitbild also wird, wofern wir ihm eines Tages gegenüberstehen, sonderlich daran zu erkennen sein, daß es minder dem Gesetz der Zeit als dem Gesetz der Literatur folgte. Nur ein platter, unrealistischer Realismus kann in der Literatur auf die Abbildung des Lebens schwören, ohne gleichzeitig den Eid zu leisten auf die vorbildende Macht der Werke. Andererseits — oder vielleicht eben darum? — bleibt es der Kunst vorbehalten, eine Krise, sei's der Anschauungen, sei's des Geschichtsbewußtseins, auszudrücken und sie zugleich zu überwinden.

Die Abschweifung hatte ihren Sinn; sie erleichtert es uns, die Frage zu beantworten, ob und in welchem Grade der Roman „Mutmaßungen über Jakob" von Uwe Johnson ein Zeitroman ist. Johnson stammt aus Pommern. Ein Grenzgänger in dem doppelten Verstande, der die politische Situation, in welcher unser Land sich befindet, als eine Tragödie entlarvt, hat der 26jährige Autor die Konflikte seines Buches am eigenen Leibe erprobt und erfahren. Nicht zuletzt dieser Umstand gibt ihm einen unaufholbaren Vorsprung vor allen westlichen und östlichen Versuchen, den Ideologienkrieg, samt seinen Unreinlichkeiten, vom Schreibtisch aus zu erledigen. Man ist ja in dieser Sache in München kaum minder selbstgerecht als in Leipzig. An Attitüden und Plattitüden herrscht beiderseits der Elbe kein Mangel. Johnson hebt das makabre Remis auf, indem er das bare Leiden, das von hochdotierten Sentiments und Ressentiments mehr und mehr aus der Partie und Kalkulation verdrängt wird, wieder zum Zuge kommen läßt. Er decouvriert die Machtmodelle, entrümpelt die Verhältnisse und den oft mißbrauchten Menschheitswunsch nach einem anständigen Dasein. Er ruft die Hoffnung hervor aus den Kulissen, und das Gesicht, das sie uns zeigt, ist das Gesicht lebendiger Menschen, von denen ein jeder „aufkommen muß für was er nicht angefangen hat". Billiger liefert der Autor uns allen die Konfrontierung mit dem Doppelmechanismus des Zwangsbewußtseins und des Bewußtseinzwanges nicht. Im epischen Gefecht anonymer Mächte, das hier angezettelt wird, zählt die Initiativerkenntnis des Lesers als Waffe mit.

Johnson schildert die Vorgänge zwischen dem XX. kommunistischen Parteikongreß und dem Budapester Aufstand, aber er schildert diese Vorgänge nicht auf der historischen Ebene, vielmehr in ihrer Ausstrahlung und Rückwirkung auf das Verhalten einiger weniger Mitverstrickter; die objektiven Begebenheiten treten gleichsam im Spiegel ihrer subjektiven Verarbeitung auf. Diesem Kompositionsvorhaben entspricht die angewandte Erzähltechnik: die einzelnen Handlungsstränge des Romans laufen erst zum Schluß zusammen. In drei wichtigen Nebenfiguren hat der Autor die Fabel verankert, in Gesine Cresspahl, der Kunsttischlerstochter, im Polizeiagenten Rohlfs, in Dr. Bach, dem Universitätsassistenten und Liebhaber elisabethanischer Lyrik. Diese drei Figuren sind gewissermaßen die Knoten- und Schnittpunkte im Schicksalsgewebe Jakobs, des Eisenbahnangestellten. Jakob kam als Flüchtlingskind mit seiner Mutter nach Jerichow, einem kleinen Nest an der Ostsee. Sie finden Unterkunft im Hause des Handwerkers Cresspahl, dessen Tochter Gesine gemeinsam mit Jakob heranwächst. Jakob wird Reichsbahnangestellter, Gesine, die studierte, geht im Jahre 1956 nach Westdeutschland und nimmt dort eine Stelle als Sekretärin in einem NATO - Büro an. Die Emigration Gesines bleibt dem Staatssicherheitsdienst nicht verborgen. Über Jakob und Jakobs Mutter versucht der Polizeihauptmann Rohlfs Gesine als Agentin anzuwerben. Jakobs Mutter weicht weiteren Forderungen durch die Flucht nach Westdeutschland aus. Jakob bleibt. Er trotzt den Bemühungen des Staatssicherheitsdienstes, im Interesse des „sozialistischen Aufbaues" auf

Gesine einzuwirken und sie mit Rohlfs zusammenzubringen. Er widersteht auch dem ideologischen Manöver — freilich weniger aus politischer Einsicht denn aus Gründen einer natürlichen Schwerkraft, die den einfachen, unkompliziert denkenden und handelnden Jakob für Geheimdienstfinessen und sozialistische Argumente nicht eben anfällig macht. Selbst als er weiß, daß man ihn unter Beobachtung genommen hat, kann er sich nicht entschließen, dem wachsenden Druck zu weichen. In den Tagen des Budapester Aufstandes kommt Gesine ohne Paß über die Grenze, um ihren Vater und Jakob zu besuchen. Dr. Bach, der Geliebte Gesines, und Jakob werden von Rohlfs beobachtet. In einem langen Gespräch, zu dem Rohlfs Gesine, Cresspahl und Dr. Bach stellt, kreuzen die Kontrahenten im Ideologienkrieg noch einmal die Klingen. Rohlfs, durch die politischen Ereignisse in seinem Konzept wankend gemacht, findet sich schließlich sogar bereit, Gesine sicher bis zur Grenze zurück zu geleiten. Wenig später folgt Jakob. Aber auch im „freiheitlichen Westen" entwirrt sich für ihn, der niemals von Verheißung und hohem Glücksversprechen zu zehren vermochte, der Konflikt nicht. Er geht zurück, an seine Arbeit. „Niemand soll sich selbst versäumen über einem Zweck — keiner, der nicht gefragt ist." Den Unbehausten enthebt eine Lokomotive der Not, weiterhin nach dem Wünschenswerten fragen zu müssen. Beim Überschreiten der Gleise kommt Jakob ums Leben. In der Mutmaßung über die Ursache seines Todes — war es ein Unfall? war es ein Selbstmord? — verdichtet sich, noch einmal, die private Tragödie zum Geschichtsrätsel, das zu entziffern uns allen auferlegt bleibt. Die ideologischen Nebel sinken; sie geben den Blick frei auf ein Menschenleben, das, diesseits sämtlicher Utopien, den Alternativzwängen entwich, indem es, offenen Auges, die Alternativen und den Zwang verneinte.

Johnson hat die Parallelhandlungen mit allen Mitteln moderner epischer Darstellung — Monolog, Dialog, Rückblende, Montage, Kommentar — entfaltet. Indessen wirkt die Verschlüsselung und Entschlüsselung an manchen Punkten noch gewaltsam. Dann verkrampft sich die Komposition. Aus der Vielfalt der Perspektiven, unter denen das Geschehene und Nicht-Geschehene vorgeführt werden, treten die Menschenschicksale nur zögernd als Invariable hervor. Es ist die Sprachkraft Johnsons, die seine Fabel vor der Zersplitterung rettet. Seinem Stil verdanken wir es, daß wir an Johnsons Buch fortan einen beträchtlichen Zeitroman besitzen, einen Zeitroman, der literarisch in Betracht kommt. Günther Busch

Literatur und Gesellschaft

Peter Demetz, Marx, Engels und die Dichter. Zur Grundlagenforschung des Marxismus. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1959, 352 S. mit 7 Abb. auf Kunstdruckpapier, Ln. 16,80 DM.

Peter Demetz — Dozent an der Yale Universität in New Haven, USA — spricht in der vorliegenden literaturwissenschaftlichen Studie abschließend die Hoffnung aus, der Augenblick möge nicht mehr fern sein, da das faszinierende Für- und Gegeneinander von Dichtung und Gesellschaft, das einst Aristoteles und Horaz zu grundsätzlichen Erörterungen herausforderte, von neuem zum legitimen Gegenstand einer wahrhaft kritischen Wissenschaft vom Worte werde. Nun glaubt der Verfasser, der Entwicklung an den jugoslawischen und polnischen Universitäten sei zu entnehmen, daß die dogmatische Starre des Ostens einer neuen Nüchternheit zu weichen beginne; und wenn er auch im selben Zusammenhang andeutet, daß sich die antihistorische Verkrampfung der westlichen Literaturwissenschaft langsam in einer neuen Toleranz auflöse, so revidiert er damit nicht seine zu Anfang des Buches — wie wir meinen: zu Recht — ausgesprochene heftige Kritik an der deutschen Germanistik, er mildert sie nur. Freilich ist diese Milderung notwendig: die Bemühungen Walter Benjamins und Theodor W. Adornos, Literatur *und* Gesellschaft in einer Zusammenschau zu werten, werden mit Lob bedacht, wobei es den deutschen Leser verwundern mag, daß Demetz nicht auch den neuen Literaturperspektiven Walter Muschgs („Tragische Literaturgeschichte", Bern 1957), den Interpretationsversuchen Benno von Wieses, vordringlich aber dem Wirken Ulrich Pretzels das hohe Verdienst zurechnet, jene „antihistorische Affektation" zu bekämpfen, die der Verfasser insonderheit westdeutschen literarkritischen Forschungen vorwirft.

Bei aller gebotenen Milderung dürfen wir dennoch sagen: Wenn Demetz leidenschaftlich an die deutsche germanistische Forschung appelliert, der „Konstruktion inter-

pretativer Wolkenkuckucksheime über existenzphilosophischen Nebelbänken" (S. 13) zu entsagen, so hat diese wohlmeinende Mahnung ihre Berechtigung, zumal gleichzeitig der von Theodor W. Adorno bereits in einem Vortrag über „Die Wunde Heine" (in: Texte und Zeichen, 1956, 3. Heft) aufgezeigte Mangel beklagt wird, daß „. . . alle deutsche Aufklärung insofern jedenfalls mißlang, als sie den gesellschaftlichen Stachel verlor und zum untertänig Affirmativen sich beschied".

Somit ertönt auch in Demetz' Abhandlung der Ruf nach jener „Renaissance des historischen Bewußtseins", in der Gustav René Hocke („Manierismus in der Literatur", Hamburg 1959) „ein wichtiges Symptom für die Wiedergeburt Europas in seinem neuen Einheitsbestreben" erkennt; denn für die Bewußtseinserweiterung des europäischen Geistes werde die ‚verborgene' Tradition in seiner Geschichte eine Rolle spielen, wolle man eine nur klassizistische Europa-Rhetorik überwinden.

Unanfechtbar ist die Behauptung des Verfassers, daß die Germanistik, deren natürliches Forschungsgebiet — wie endlich betont wird — die frühen und mittleren literaturtheoretischen Texte des Marxismus einschließt, bisher den bedeutsamen Anteil zu erforschen versäumte, den Gutzkow, Börne, Ruge, Heine, Freiligrath und die literarischen Auseinandersetzungen des deutschen Vormärz am Wachstum der marxistischen Literaturtheorie besitzen; sie hat somit „. . . ein entscheidendes Kapitel der deutschen Ideengeschichte allzu sorglos den staatlich bestallten Verteidigern des Kommunismus ausgeliefert" (S. 13).

Diesem Mangel zumindest teilweise abzuhelfen war die Hauptaufgabe des vorliegenden Werkes. Sorgfältige Untersuchungen der erreichbaren Quellentexte unter Beachtung der literarischen Konstellation des 19. Jahrhunderts in Deutschland und Europa bilden daher die Grundlage einer in erfrischend lebendigem Stil vorgetragenen Erörterung über erste Entwicklungsphasen der marxistischen Literaturdoktrin, d. h. jener Theorie, die literarische Leistungen von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ursachen ableiten will.

Nachdem der Verfasser zunächst die Herkunft dieser Doktrin aus dem deutschen Radikalismus des 19. Jahrhunderts sowie ihre Entfaltung in Marx' und Engels' weit verstreuten Schriften und Briefen nachzuweisen sucht, befaßt er sich mit den bedeutendsten marxistischen Literaturtheoretikern, mit Plechanow, Mehring und Lukâcs, um auf Grund einer außerordentlich scharfsinnigen Analyse zu erkennen, daß sich während der letzten Jahrzehnte vornehmlich zwei unterschiedliche Literaturauffassungen herauskristallisierten: Georg Lukâcs verficht den apologetischen Anspruch, Marx' und Engels' Äußerungen zur Literatur und zur Kunst stellten ein durchdachtes Ganzes dar, das den glücklichen Wettbewerb mit Hegels Ästhetik nicht zu scheuen brauche; eine skeptischere Ansicht hingegen vertritt zum Beispiel der amerikanische Slawist Ernest J. Simmons, wenn er überspitzt aggressiv formuliert, die Ästhetik des Marxismus bestünde aus „Lumpen und Fetzen". Peter Demetz gelangt nun in seiner vorsichtig abwägenden Untersuchung zu einer dritten Auffassung, von der er sagen darf, daß sie „ungefähr die Mitte zwischen parteilichem Enthusiasmus und unphilosophischer Skepsis" hielte:

„Das Material unserer Darlegungen scheint darauf hinzudeuten, daß die marxistische Literaturdoktrin einen relativ dichten Kern ökonomistischer Prinzipien besitzt, zu welchem sich — in oft konfliktreicher Spannung — Marx' und Engels' spezifische Urteile über individuelle Dichter und die ausgeprägten Neigungen ihres persönlichen Geschmacks gesellen. Wenn auch die divergierenden Geschmacksurteile die Dichte des ökonomistischen Kernes merklich beeinträchtigen, so wäre es doch offenbar gefährlich, die zugrunde liegende Struktur der Doktrin, die sich offenbar auf eine kausale und gesellschaftliche Ableitung literarischer Phänomene gründet, a priori verneinen zu wollen" (S. 293 f.).

Als eine herausragende Erkenntnis dieses Buches ist es ferner zu werten, wenn dargelegt wird, in welchem umfassenden Maße die marxistische Literatursicht als problematische Verbündete des Historismus zu gelten hat, der sich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aus dem Zerfall der klassizistischen Poetik zu entwickeln begann. Obschon Marx und Engels als entfernte Vettern Vicos, Winckelmanns, Herders und der Madame de Staël, also gleichsam „als schwarze Schafe der vielköpfigen romantischen Herde" interpretiert werden, ergänzt der Verfasser seine abschließenden Ausführungen durch den wichtigen einschränkenden Hinweis, es

„. . . wäre verfehlt, Marx und Engels anklagen zu wollen, sie hätten sich allzu ausschließlich mit der Genealogie der Künste und mit den außer-literarischen Ursachen der Dichtung beschäftigt; in dieser Hinsicht teilen Marx und Engels die Neigungen und Vorurteile ganzer Generationen bedeutender Literaturfreunde. Vielmehr ergibt sich der spezifische Mangel, wo nicht das grundsätzliche Versagen der

marxistischen Ästhetik aus ihrer rücksichtslosen Verengung der historischen Perspektive. Wo noch die Romantiker eine reiche Reihe vielfältiger Elemente – Religion, Philosophie, Volksgeist, Landschaft – als Ursache der Kunst anerkennen und rühmen, isolieren Marx und Engels ein einzelnes – das wirtschaftliche – Element und bestehen mit wechselndem Nachdruck auf seiner determinierenden Hegemonie" (S. 294).

In sehr interessanter historischer Sicht wird nun herausgearbeitet, auf welchen individuellen, recht oft widerspruchsvollen Umwegen Marx und Engels zu ihrer kausalen und wirtschaftlichen Erklärung literarischer Erscheinungen gelangten, also letzlich zur Vorstellung vom Menschen als bloßem Hersteller und vom Dichter als Produzenten geistiger Güter, als sprachlichem Nachahmer wirtschaftlicher Realitäten. Während Marx mehrere Jahre gegen Hegels Idee ankämpfte, bevor er daranging, die ideelle Einheit des Hegelschen Weltganzen aufzulösen, um Staat und Dichtung zum Produkt wirtschaftlich bestimmter Gesellschaftsordnungen zu erklären, wurde Engels durch eigene Anschauung im industriellen Lancashire davon überzeugt, daß der Wirtschaft bei der Entfaltung menschlicher Kultur eine fundamentale Bedeutung zukommt. Außer durch die Not der englischen Arbeiter sah sich Engels beeindruckt von den düsteren Protestrufen Thomas Carlyles; den Dichter Carlyle, von dem der Edinburgher Anglist Eudo C. Mason („Deutsche und englische Romantik", Göttingen 1959) bemerkt, daß er „stur" gewesen sei und daß „... es überhaupt seinem Wesen weniger entsprach, vorbehaltlos auf Fremdes einzugehen", trennt nun Engels allzu erfolgreich vom britischen Nährboden und von der Entwicklung der englischen Tradition und feiert ihn als Herold des deutschen Liberalismus. Gleichzeitig sieht er sich gezwungen, um seinem politisch- polemischen Ziel zu genügen, den Kulturkritiker Carlyle vom Religionsphilosophen radikal zu trennen. So wie Marx die einstimmige Gedankenwelt Hegels auflöst, zerstört mithin auch Engels die Anschauungen Carlyles, dessen antikapitalistisches *J'accuse* er akzeptiert, während er dessen metaphysische Grundkonzeption als veraltet beiseite schiebt; Demetz umreißt dies überzeugend in den Sätzen:

„Engels' Carlyle-Kritik (in der ihm nur ein wenig später auch Marx folgen sollte) ist wesentlich charakterisiert durch eine radikale Säkularisierung der Begriffe. Engels zerstört den theologischen Kern der Carlyleschen Vision von Gott und Weltordnung, um die zerstreuten und ihres ontologischen Zusammenhanges beraubten sozialkritischen Splitter für seine Zwecke einzustreichen ..." (S. 62 f.).

Neben dem scharfsinnig-analytischen Denken, von dem die Untersuchung Peter Demetz' getragen ist, möchten wir auch die mitunter reizend humoristische Art nicht unerwähnt lassen, in der er die eigenschöpferischen literarischen Gehversuche Marx' und Engels' betrachtet; in bezug auf Georg Lukács, dessen intellektueller Reichtum in parenthetischem Einschub gepriesen wird, vermissen wir dagegen eine Würdigung seiner ästhetischen Urteilskraft, die sich beispielsweise an den Essays zu den Realisten des 19. Jahrhunderts in den Betrachtungen über Theodor Fontane offenbart.

Insgesamt hat Demetz der literaturwissenschaftlichen Forschung einen unschätzbaren Dienst erwiesen; der Wert seiner vielschichtigen Arbeit wird noch erhöht durch einen bibliographischen Anhang, der für den literarisch und politisch interessierten Leser bestimmt ist und dem Fachmann eine hervorragende Ergänzung zu Abschnitt II der Bibliographie der deutschen Literaturwissenschaft (Frankfurt 1957, pp. 24—28) von Hanns W. Eppelsheimer bietet.

Christoph Gutknecht

Psychologie des Totalitären

Wanda von Baeyer-Katte, Das Zerstörende in der Politik. Eine Psychologie der politischen Grundeinstellung. Quelle und Meyer, Heidelberg 1958, 271 S., 14,80 DM.

Aus dem Titel des Buches wird nicht ohne weiteres deutlich, daß es eine Psychologie des „Menschen totalitären Gepräges" enthält, eine Beschreibung und Deutung politischen und menschlichen Verhaltens in der Zeit des Nationalsozialismus. Nach eigenen Aufzeichnungen seit 1931 und unveröffentlichten Dokumenten wertet Frau von Baeyer zahlreiche biographische Einzelfälle aus. Wertvolles Anschauungsmaterial fand sie schließlich in den Nürnberger Prozessen, an denen sie als Journalistin teilnahm.

Die Verfasserin klammert absichtlich die geistesgeschichtlichen und die historischen Aspekte aus und gelangt so zu einer Fülle von neuen und oft eigenwilligen Deutungen psychologischen Verhaltens in einer totalitären Gesellschaft. Die Vorform der „Fehleinstellung" jener totalitären Entartung erblickt sie im unpolitischen „bürgerlichen"

Menschen; besonders die kulturpessimistische Stimmung seit dem ersten Weltkrieg habe die Flucht in den Totalitarismus vorbereitet. Sehr interessant ist auch die These, daß der „totalitäre Mensch" nicht mit einer „festen charakterologischen Neubildung verwechselt werden" dürfe, sondern durchaus der Rückbildung und „Richtungsänderung" offen bleibe.

Damit wird deutlich, daß sich die Untersuchung an der Idee des „freien selbstverantwortlichen einzelnen", am „politisch gewissenhaften einzelnen als selbständig entscheidendem Staatsbürger" orientiert als dem letzten unableitbaren „ethischen Prinzip unserer Kultur". Hier zeigt sich aber auch, daß eine solche gruppenpsychologische Untersuchung zwar zu anregenden neuen Ergebnissen kommen kann, daß sie sich zugleich aber selbst Grenzen setzt, indem sie sich von allen geistesgeschichtlichen und soziologischen Fragestellungen isoliert. Der Kulturpessimismus etwa kann wohl kaum allein individual- und gruppenpsychologisch erklärt werden. Und wenn man die Figur des urteilsfähigen, selbstverantwortlichen Staatsbürgers, das Citoyen-Ideal des 19. Jahrhunderts, als „ethisches Prinzip unserer Kultur" verabsolutiert, verbaut man sich einen wichtigen Zugang zur geschichtlichen und gesellschaftlichen Erklärung des Totalitarismus. Frau von Baeyer wehrt sich gegen die überindividuellen historischen „Abläufe" und Gesetzlichkeiten. Aber wie kann man psychologisches Verhalten erkenntnismäßig anders fruchtbar machen, als indem man es gleichsam als die „Innenausfütterung" derselben Vorgänge begreift, die der Historiker und Soziologe zu untersuchen hat? Die Methodenisolierung muß zur Verengung aller Deutungen auf „Zerstörungstrieb", „Neurose" etc. führen, während es doch darum ginge, das sozialpsychologische Verhalten in den kritischen Übergangsphasen der modernen Industrie-Gesellschaft zu begreifen. Nur so könnte das Phänomen des Totalitarismus aus dem Deutungsschema einer etwas moralisierenden Psychopathologie herausgeführt werden.

Gleichwohl bietet das in diesem Buch ausgebreitete Material auch dem Historiker und Soziologen und nicht zuletzt dem politisch und zeitgeschichtlich interessierten Lehrer und Erzieher reiche Anregungen, die er in seine eigenen Fragestellungen und Perspektiven wird einbauen müssen.

Klaus Hornung

Lebensoffene Literaturkritik

Werner Weber, Zeit ohne Zeit. Aufsätze zur Literatur. Manesse Verlag, Zürich 1959, 240 S., 15,00 DM.

Unter den Schweizer Kritikern der mittleren Generation ist Werner Weber aus Zürich der schärfste und bestimmteste Kopf. Vor wenigen Jahren erschien eine Sammlung seiner Essays, die er „Figuren und Fahrten" taufte. Dies Werk wies seinen Verfasser als einen gründlichen Kenner und unerschrockenen Richter der Literatur aus. Weber scheute sich nicht, die Ergebnisse seines Denkens am Schreibtisch mit den Erfahrungen seiner Reisen zu vergleichen. Erst die Einsichten, für die sich Forschen und Fahren gemeinsam verbürgten, bestimmten sein Urteil. Auch in seinen neuen Aufsätzen zur Literatur, „Zeit ohne Zeit", hält Weber daran fest, daß das dichterische Wort nicht unbedingt in Engelssphären oder in die Staubluft hermetischer Gelehrsamkeit versetzt werden muß, um liebend kritisch erörtert zu werden. Allem tüfteligen Spezialistentum abhold, bringt er die Dichtkunst frisch und frank mit dieser unserer Welt in Verbindung. Nirgends zeigt sich sein dem irdischen Ganzen zugekehrter, lebensoffener Geist blind gegenüber der Problematik extra muros. Und seine herzhafte Sprache, die zuweilen wie bei Keller kernig blitzt und süß leuchtet, verleiht jedem Gegenstand mit Händen zu greifende Dinglichkeit.

Der schöne Titel, ein poetisches Kleinod aus dem Schatz des Johann Rist, meint dreierlei. „Zeit ohne Zeit" umschreibt einmal das Phänomen der Dichtung, die sich Zeit einverleibt, um sie kraft ihrer Zeitlosigkeit aufzuheben. Sodann weisen die Worte auf den Augenblick des Lesens hin, in welchem das vertiefte Ich über alle Zeitlichkeit triumphiert. Und schließlich hören wir aus dem Titel die tadelnde Anspielung auf unsere trostlose Gegenwart heraus, die da glaubt, keine Zeit mehr zu haben. Bereits im Präludium des Bandes — einer Betrachtung, die einem der lauteren alemannischen Gedichte Hebels gewidmet ist — wird das Leitthema intoniert. Vergänglichkeit ist der erste Aspekt. In den knappen Studien, die „Vom deutschen Gedicht" handeln, holt Weber weiter aus und fördert die ebenso verwunschene wie streng gefügte Dialektik von Zeit und Ewigkeit aus acht Jahrhunderten unserer Poesie zutage. Erst recht bei den Zeitgenossen weiß er sein Problem zu finden: „Das Thema des ‚Homo

Faber' heißt Zeit." Durch das Innewerden des Todes wird sie für Faber wahr und bedeutungsvoll.

Werner Weber ist in der europäischen Literatur zu Hause wie kaum einer seiner Generationsgefährten. Er kennt die „Kommunistischen Literatursorgen" ebensogut wie die „Schwierigen Bedingungen", die seit je für seine schöpferischen Landsleute bestehen, kann mit derselben noblen Kenntnis über Schiller und über Brecht urteilen, Mörike, Liliencron und Günter Eich interpretieren. Es ist bei ihm kein Snobismus, wenn er den Marquis de Sade, Wilhelm Busch und Paul Gerhardt in einem Atem nennt, sondern deutet ein kritisches Denken in umfassenderen Systemen und Bildfeldern an, als sie die bloß historischen Einteilungen abgeben. Mit zu den besten Arbeiten des Bandes gehört der Aufsatz „Max Frisch 1958", in welchem sich der Autor über das „Tagebuch", den „Homo Faber" und den „Biedermann" intuitiv sicher und geschliffen verbreitet. Weber wäre der rechte Mann, der den längst fälligen Essay über Frischs gesamtes Oeuvre in Angriff nehmen könnte.

Ehe wir zum Ende kommen, wollen wir noch rasch die beherzten, besonnenen Ausführungen über Kunst und Künstler in unserer Epoche und das dem halbvergessenen Jakob van Hoddis gewidmete Gedenkblatt erwähnen. Das Buch schließt mit einem lakonischen Text über „Hermann und Dorothea". Voller Absicht hat sich Weber dieses Werkes angenommen, das uns Heutigen auf den ersten Blick zu gemüthaft, zu klassisch besänftigt erscheint. In der Interpretation des Zürchers gewinnt die Versdichtung jähe, höchst dringliche Bedeutung für die richtungslose Gegenwart. War Goethe „auf der Höhe der Zeit", als er jene Hexameter bildete? Weber antwortet: Nein, aber „auf der Höhe des unentstellten Menschen"! Das Schlußwort läßt noch einmal das reine, wohlgeeichte Maß erkennen, mit welchem der Autor mißt. Werner Weber ist ein Mann der vielbeschrieenen *Mitte*, dem Erbe und Aufbruch gleichviel gelten, wenn sie jenen höchsten Ansprüchen genügen, die wir an Dichtung zu stellen nicht ablassen dürfen. Es gehört heute mehr Mut dazu, sich zu der Wahrheit von Altem *und* Neuem zu bekennen, als blindlings hinter einem der Haufen in den beliebten Moderichtungen herzutrotten.

Heinz Piontek

Menschenzüchtung

Hedwig Conrad-Martius, Utopien der Menschenzüchtung. Der Sozialdarwinismus und seine Folgen. Kösel Verlag, München 1955, 312 S., Ln. 13,80 DM.

Wer Hedwig Conrad-Martius nur als wesentlich und wesenhaft *theoretischen*, die Grenzen der quantitativen Weltbilder zum Qualitativen hin spekulativ überschreitenden Geist kennt, erfährt in diesem von lebhafter humaner Sorge und christlichem Glauben geprägten Buch etwas über die *praktischen* Konsequenzen eines modernen christlichen Philosophierens. Hier hat eine Frau, die zugleich eine große, weit über ihre Epoche hinausragende und sicher auch hinauswirkende Philosophin ist, untersucht was die Wertschätzung des Mütterlichen, Familiären, Religiös-Liebevollen in unserer Zeit bedroht: die sich in brutaler Eugenik äußernde Technologie des Sozialdarwinismus, dessen grauenvolles Ergebnis zuletzt die zahlenmäßig große Menschenzuchtorganisation der SS war. Während sie Millionen sogenannter „Minderwertiger" ausrottete, gab sie zugleich vor, in außerehelicher und pseudoehelicher Liebesbeziehung, auch in ausgesprochenen Menschenzuchtanstalten, „wertvolles" Leben zu fördern. Diese Ereignisse stehen einstweilen unbewältigt im europäischen Geistesraum — die verbreitete Verzweiflung an der Geschichte schreckt vor der Klärung dieser Erfahrungen eher noch mehr zurück als vor der Klärung des deutschen Versagens vor dem Totalitarismus. Hier wird von uns aus gutem Grunde gefordert, daß wir dem Teuflischen selbst mit der wissenden Ruhe philosophischer Methodik ins Gesicht sehen, es zu durchschauen suchen, es eingrenzen und ein für allemal beurteilen. Hedwig Conrad-Martius zeigt auf, wie diese aktuellen Ereignisse der jüngeren Geschichte im europäischen Geistesleben aufgewuchert sind und Metastasen bildeten. Allgemeine wissenschaftliche Erörterungen gingen voraus, die in der toleranten Luft des viktorianisch-wilhelminischen Zeitalters gediehen, wenn sie auch der breiteren Öffentlichkeit im allgemeinen unbekannt blieben oder aber nur in jener biologistischen Variante des Materialismus propagiert wurden, die den gottlosen Materialismus mit seinen immanenten teuflischen Konsequenzen im Gewand erbauungsvoller Humanität darbot.

Darwin selbst spielte nicht mit dem Gedanken, Menschen zu züchten. Er hat als Forscher an der Peripherie menschlichen

Wissens das Für und Wider seiner Thesen dargestellt, hat sie in der theoretischen Schwebe gehalten — er war Naturwissenschaftler, nicht Ideologe. Erst die Ideologisierung des Darwinismus — also ein für die Geschichte des europäischen Geistes vielleicht typisches Vergehen gegen die Lauterkeit des Denkens — erzeugte das Phänomen, das die Autorin „Sozialdarwinismus" nennt. Von Hedwig Conrad-Martius erfahren wir eine quellenkundige Problemgeschichte dieses Phänomens. 1889 hat Alfred Friedrich Krupp eine hohe Summe für ein Preisausschreiben ausgeworfen, das nach wissenschaftlichen Antworten auf die Frage suchte: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in bezug auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" Das Thema war lauter gemeint, es wurde akademisch abgehandelt, noch war kaum deutlich, daß hier am Fundament der europäischen Zivilisation gegraben wurde. Aus der apokryphen Rassenhygiene entwickelte sich aber der programmatische Sozialdarwinismus. Am Ende geht der Weg vom „bourgeoisen, leistungsaristokratischen, darwinistischen, utilitaristischen, nationalistischen Tille" zum „aristokratischen, antidarwinistischen, vitalistischen, europäisch gesinnten Nietzsche".

Die Philosophin begnügt sich nicht mit einem allgemeinen philosophischen Verdikt. Sie versucht, die Gesamtentwicklung auch zu verstehen. Sie sieht im Ablauf der neuzeitlichen Geschichte ein „charakteristisches ideologisches Spiralschema". Zwischen der „wesensbegründeten hierarchischen Ständeordnung" und dem „Individualismus mit totalitärer Staatskonstruktion (Hobbes-Rousseau)" liege ein „säkularer Umbruch". Der Nationalsozialismus hat die hierarchische Ständeordnung rassisch pervertiert. Die Philosophin fragt, ob es nicht möglich sei, wieder zu einer „natürlichen und humanen Gesellschaftsordnung zu gelangen, ohne die personal atomare Grundstruktur wieder aufzuheben". Sie bemerkt in der neueren Geschichte ein „Zurücktasten zu den wesenhaften metaphysischen Grundlagen von Welt und Geschichte". Nun gilt es den „Weg zur Rückordnung des in seiner wesenhaft freien Personwürde erkannten Menschen in die ewigen schöpferischen Grundlagen des Kosmos und schließlich Gottes selbst" zu finden. Politisch, so schließt Frau Conrad-Martius, gibt es keine absolut beste Lösung. „Es gibt nur eine praktisch beste in der jeweiligen historischen, nationalen und übernationalen Situation, die Liberalismus und Sozialismus, Humanität in bezug auf den einzelnen und nationales bzw. menschheitliches Gesamtwohl, Toleranz und stabile Organisation vereinigt."

Auch wer diese politische Programmatik nicht teilt, wird den Mut der Philosophin zur politischen Überlegung würdigen. Das Buch selbst ist von großem Nutzen, weil es mit dem Mut und mit den Augen einer Frau das anthropologische Vakuum des Nationalsozialismus bloßlegt: die Verachtung aller Grundlagen der Zivilisation und der Menschenliebe Christi. Bruno Pohl

Zweierlei Protestantismus

Regin Prenter, Der Protestantismus in unserer Zeit. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1959, 127 Seiten, englisch brosch. 9,80 DM.

Gegen den negativen Klang, den das Wort „Protestantismus" heute in der evangelischen Kirche hat, wendet sich der dänische Theologieprofessor Regin Prenter in diesem vor kurzem ins Deutsche übertragenen Buch. Die Wurzel des Wortes bedeutet ja eigentlich Zeugnis Ablegen für etwas, das man glaubt und von dem man überzeugt ist. „Und das ist ja etwas in hohem Maß Positives!" (S. 9). Der negative Einspruch galt 1529 doch nur dem Versuch, die zerbrochene geistige und kulturelle Einheit der mittelalterlichen Welt mit Gewalt wiederherzustellen, und er gilt heute allem, „was dem positiven Zeugnis den Garaus machen will" (10). Um diesen positiven Glauben an die Wahrheit des Evangeliums von Christus, der dem damaligen Zeugnis der Protestanten und der auch dem heutigen Protestantismus zu Grunde liegt, geht es Prenter.

Der Protest der Reformatoren war dogmatisch und das ist kirchlich. Aus ihm hat sich aber eine „zweite Art Protestantismus" (18) entwickelt, der sich „nicht allein gegen Gewaltanwendung in religiösen Streitigkeiten, nicht allein gegen das, was einem bestimmten Glauben, einer bestimmten Überzeugung den Garaus machen will" wendet, sondern auch „gegen *alle* Versuche, das religiöse Erlebnis in äußere Formen zu pressen, gegen *alle* Dogmen, gegen *alle* gottesdienstlichen Formen, gegen *alle* kirchlichen Institutionen als solche". Dieser Protestantismus ist eine Religionsform geworden, „deren

Wesen es ist, das Gottesverhältnis als das Innerliche aufzufassen, das, was sich in der Tiefe des Seelenlebens verbirgt und was sich jeder Sichtbarmachung oder ‚Veräußerlichung' widersetzt" (18). Dieser moderne „zweite Protestantismus", den Prenter den „liberalen" nennt, hat sowohl in seinen pietistischen wie in seinen rationalistischen Strömungen dazu beigetragen, den modernen Menschen gegenüber jeder Autorität auf moralischem und religiösem Gebiet unabhängig zu machen. Nun sieht sich der Mensch selbst als höchste Instanz in allen Fragen, und das so weit, daß er nicht nur darüber befindet, was Christentum ist, sondern auch, was es in Zukunft sein darf (21).

Nach dieser Analyse der beiden Arten des Protestantismus setzt sich Prenter in der Krise der Zeit für den geschichtlichen, den kirchlichen Protestantismus ein. Der Glaube an die Freiheit bringt keine befreienden Kräfte hervor. Aber der Glaube an Christus „macht die Freiheit zu einer unentbehrlichen Lebensbedingung und birgt Kräfte in sich, gebundene Willen frei zu machen" (26).

Was Prenter in den folgenden Kapiteln über „Allein durch den Glauben", „Die Freiheit eines Christenmenschen", „Protestantische Kirche" und „Der Platz in der Mitte — Ökumenischer Protestantismus" sagt, hat Bedeutung weit über die dänische Volkskirche hinaus, für die das Buch zunächst geschrieben war. Prenter interpretiert den Rechtfertigungsglauben in seiner Bedeutung für den modernen Menschen, dem sich in seiner Ich-Einsamkeit alle möglichen religiösen, politischen und sozialen Surrogatlösungen für seine Fragen nach dem Sinn des Lebens und des Sterbens anbieten. Auch der moderne Mensch möchte sich angesichts der Nichtigkeit des Daseins vor irgend einer bleibenden Instanz gerechtfertigt sehen, und es gibt für ihn moderne Formen der „Werke des Gesetzes". Aber auch ihm gilt die Botschaft von der Freiheit für die Liebe zu Gott und den Nächsten „allein durch Glauben" und „allein durch Christus".

Ein solcher Protestantismus, der die Freiheit des Christenmenschen will, braucht die Kirche, in der Gottes Wort verkündigt und Gott gelobt und angebetet wird; denn wo nicht das lebendige Evangelium von Christus gehört und angenommen wird, gibt es auf der anderen Seite auch keine Freiheit des Christenmenschen. Damit ist aber nach Geist und Institution, Amt und Gemeinde, Kultus und Dogma, gottesdienstlicher Feier („Messe"!) und „Missio" in der Welt, nach der sichtbaren Kirche und ihrem Herrn zu fragen. „Die Predigt des Pfarrers kann und darf nicht entbehrt werden. Aber *sie* kann die Predigt Christi in Brot und Wein nicht entbehren" (S. 85); die Liebe Christi ist das Brot des Lebens (S. 84). Prenter, der sich am Schluß seines Buches auf Grundtvig beruft, zeigt auch hier eine gute grundtvigsche Tradition auf; Grundtvig ging es in der Volkskirche um den Vorrang des geglaubten Evangeliums von Christus und um die Wirklichkeit der lebendigen Kirche vor allem bloß theologischen Intellektualismus und Heilsindividualismus. Diese protestantische Kirche mit ihrem reformatorischen Erbe zeigt nun Prenter in ihrer Bezogenheit auf Christus allein und grenzt sie gegenüber dem gesetzlich-institutionalistischen und dem schwärmerisch-liberalen Mißverständnis der Kirche ab. Eindringlich weist er auf die entscheidende Aufgabe hin, die diese Kirche der Mitte heute im ökumenischen Gespräch und in der Welt hat.

Was Prenter in seinem Buch schreibt, ist ermutigend und beherzigenswert. Es geht ihm dabei nicht nur um Thesen und Ansichten, sondern um Einsichten und die Bereitschaft zur Einübung, zum Engagement in dieser Kirche der Mitte. Oder ist es tatsächlich — wie Prenter fragt (S. 45) — eine Beleidigung, Menschen unserer Zeit zu bitten, „sich im Ernst so etwas wie — den kirchlichen Protestantismus zu überlegen"?

Bernhard H. Maurer

BERICHTE

DIE JUNGEN MÄDCHEN zwischen 16 und 18 Jahren standen auf dem Programm einer Studientagung der Evangelischen Akademie *Bad Boll*. Zwar war auf dieser Tagung viel von der heutigen Jugend im allgemeinen die Rede, dagegen recht wenig speziell vom jungen Mädchen. Der Soziologe Dr. Tartler, ein Schelsky-Schüler, hielt das nicht für zufällig: Wir erlebten, so meinte er, zur Zeit eine zunehmende Nivellierung der Geschlechter, die sich auch in soziologischen Umfragen nachweisen lasse, wo man immer weniger „geschlechtsspezifische" Antworten erhalte.

Es gibt kein einigermaßen verläßliches Leitbild für die Frau und auch keines für das junge Mädchen mehr. Viele Frauen wehren sich dagegen, daß man versucht, einen revidierten Katalog des spezifisch weiblichen Wesens aufzustellen. Teils wehren sie sich, weil sie selbst noch im Nachklang der Kämpfe um die Frauenemanzipation beheimatet sind, teils einfach deshalb, weil sie — sicher nicht ganz zu Unrecht — befürchten, man wolle sie durch den Lobpreis typisch weiblicher Eigenschaften, wie Mütterlichkeit, Fürsorglichkeit und Anpassungsfähigkeit, aus Positionen und Ansprüchen wieder wegloben, in denen sie inzwischen zuhause sind und auch durchaus Ersprießliches geleistet haben.

Die gleichen Frauen bedienen sich aber, wie man auf allen Tagungen für Frauenfragen immer wieder erlebt, paradoxerweise gerne des Arguments: die Frau gehöre in die oder jene Berufsposition hinein, um sie dank ihrer fraulichen Art zu „vermenschlichen". Auf diese etwas ungeschickte These der „zweiten Frauenbewegung" (Dr. Tartler) pflegen selbstbewußte Männer gerne mit dem Hinweis zu antworten, daß nachweislich das Eindringen der Frau ins politische Leben überall eine Radikalisierung des politischen Klimas zur Folge gehabt habe.

Die allgemeine ideologische Wirrnis illustriert ein Satz, den eine ausnehmend streitlustige Dame kürzlich auf einer Boller Frauen-Tagung prägte: „Die Frau ist ein männliches Wesen mit weiblichen Geschlechtseigenschaften." Eine solche Behauptung gehört an sich in die Hoch-Zeit des Suffragettentums. Und doch wurde sie nicht zufällig im Jahre 1960 ausgesprochen. Denn die Gesellschaft entdeckt in elastischer Verteidigung männlicher Reservate immer wieder Gründe, warum Frauen in den Positionen am Platze sind, die sie bereits in großer Zahl einnehmen, warum sie sich aber für solche Positionen, die ihnen die Gesellschaft noch weitgehend vorenthält, nicht eignen würden. Die düstere Drohung, eine Betätigung in solchen männlichen Berufen würde die Frau entweiblichen, ist nachweislich ein wirksames Abschreckungsmittel für junge Mädchen, die sich einen Beruf suchen.

Sie wollen ja nicht sein „wie ein Mann". Sie wollen so weiblich wie möglich sein, und wenn ihnen die Gesellschaft keine vertiefte und differenzierte Vorstellung vom weiblichen Wesen anbieten kann, dann wird sich ihr Bestreben, weiblich zu erscheinen, darauf konzentrieren, die natürlichen biologischen Unterschiede in Kleidung und äußerer Aufmachung möglichst auffallend zu betonen.

Die Gesellschaft stellt aber, wie man in Bad Boll konstatierte, sehr unterschiedliche Verhaltensanforderungen. Sie wünscht die weibliche Frau, aber sie verlangt zugleich, daß das junge Mädchen sich einen Beruf suche, und sei es nur, um sich die Aussteuer möglichst frühzeitig zu verdienen. Der gleiche Vater, der unter Berufung auf das erhoffte Schicksal seiner Tochter eine längere und kostspielige Ausbildung für sie mit dem Argument ablehnt, „du heiratest ja doch", wird den Wunsch nach einem „typisch weiblichen" Beruf mit der Begründung abweisen: Da verdient man zu spät und zu wenig. Das ist einer der Gründe, warum die Schwesternorganisationen über Nachwuchsmangel klagen. Wenn dann die gehorsame Tochter tatsächlich das trübe Schicksal auf sich nimmt, mit fünfzehn Jahren als ungelernte Arbeiterin in eine Fabrik zu gehen, dann wird die Gesellschaft auch da nicht um einen Gewissenstrost verlegen sein: „Frauen leiden unter monotoner Arbeit weniger als Männer."

Die Erfahrungen, die man mit den allzu früh in den industriellen Produktionsprozeß eingespannten jungen Mädchen gemacht hat, strafen die Hoffnung Lügen, die

so oft so bedrückend früh und unkritisch zur Heirat entschlossenen Frauen würden ihr Geld dazu verwenden, sich mit Eifer eine Aussteuer zusammenzusparen. Denn der Rat, den ihnen die Eltern aus einer materialistischen Gesinnung heraus gaben, so schnell und so viel Geld wie möglich zu verdienen, verleitet sie oft dazu, sich dieses einzigen neu gewonnenen Vorteils zu bedienen, um ihr ansonsten recht ödes Leben zu verschönern: das Geld wird für Kleidung und für Vergnügungen ausgegeben. Auf eine Aussteuer wird meist erst dann gespart, wenn man sich schon fest gebunden hat. Dann aber ist es bei den meisten dieser schlecht ausgebildeten Mädchen auch schon höchste Zeit, an eine schnelle Heirat zu denken.

Diese Einstellung zum verdienten Geld wird häufig durch die Eltern unbewußt gefördert. Aus schlechtem Gewissen darüber, daß sie selbst für ihre Kinder wenig getan und wenig geopfert haben, lassen sie den Mädchen ganz die freie Verfügung über das verdiente Geld, ohne ihnen auch nur ein Kostgeld abzuverlangen, das sie ja dann für eine Aussteuer auf die Seite legen könnten. Angesichts des vergleichsweise aufwendigen Lebenswandels in der Zeit vor der Heirat fällt es dann den jungen Ehefrauen schwer, sich als Hausfrau und Mutter eines kleinen Kindes wohlzufühlen.

Die Firmen machen die Erfahrung, daß gerade diejenigen Mädchen, die schon frühzeitig eine monotone Arbeit am Band leisten mußten und bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in eine Ehe flohen, kurz nach der Geburt ihres Kindes wieder in die Fabrik zurückkommen. Das Kind, mit dem sie wenig anfangen können und das sie meist gar nicht gewollt haben, kommt dann zu Verwandten oder in ein Heim.

Was geschieht mit den jungen Mädchen in einer Fabrik, wenn sie im Alter von 15 oder 16 Jahren als angelernte Kräfte an den Maschinen stehen? Es ist schlimm genug — wenn auch sicher nicht das Schlimmste —, daß sie in die üblen Montags-Gespräche der Erwachsenen hineingeraten, die ihnen suggerieren: Nur ein Mädchen, das einen Freund hat und sich am Wochenende mit unerquicklichen Abenteuern vergnügt, kann wirklich für voll genommen werden. Eine energische und verantwortungsvolle Firmenleitung kann da ja viel tun, um das Schlimmste zu verhüten.

Viel bedenklicher ist die Beobachtung eines Werkmeisters in einer Textilfirma, die er in Bad Boll in naiver Weise zum Lobe der jungen Fabrikarbeiterinnen anführte: „So lange die Mädchen angelernt werden oder auch als Laufmädchen eine ‚jugendliche' Tätigkeit ausüben, benehmen sie sich oft wie Backfische. Sie kichern grundlos, sie machen ihre kleinen Streiche. Aber sobald sie in die Produktion kommen und wie die Erwachsenen als volle Arbeitskraft am Band stehen, benehmen sie sich ganz vernünftig. Sie kümmern sich um gute Akkordleistungen. Das 18jährige Mädchen in einer ‚jugendlichen' Tätigkeit führt sich kindischer auf als die 16jährige, die im Akkord arbeitet. Wir kennen kein Jugendproblem. Nach kurzer Anlernzeit besteht nur noch das allgemeine Problem des Rädchens im Getriebe."

Die Jugendentwicklung wird also faktisch abgebrochen. Der Zwang der Verhältnisse ist so stark, daß für eine jugendliche Rebellion — wenigstens während der Arbeitszeit — einfach keine Möglichkeit mehr ist. Diese jungen Mädchen aber sind es, die dann später der von ihnen zu früh und zu leicht übernommenen Aufgabe, Frau und Mutter zu sein, nachweislich am wenigsten gewachsen sind.

Wie aber steht es mit denen, denen verständnisvolle Eltern eine längere Ausbildung ermöglichen? Wenn sie sich für solche Berufe entscheiden, die die Gesellschaft ihnen bereitwillig geöffnet hat, z. B. Krankenschwester, Volksschullehrerin, Fürsorgerin, Stenotypistin, dann wird es ihnen gelingen, eine ihrer Ausbildung und ihren Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit zu erhalten. Das heißt freilich nicht, daß auch die Bezahlung immer derjenigen entspricht, die sie in einem als männlich geltenden Beruf, der vergleichbare Anforderungen stellt, erhalten würden.

Ganz anders ist die Lage, wenn Mädchen sich in die „männliche" Welt der Industrie oder des Handels hineinwagen. Ein mittelmäßig begabter Junge kann damit rechnen, daß er bei einigem Fleiß nach Abschluß seiner kaufmännischen Lehrzeit in eine Laufbahn hineinkommt, die ihm eine vernünftige Chance bietet, eines Tages Abteilungsleiter zu werden. Seine Kolleginnen aus der kaufmännischen Berufsschule werden dann wahrscheinlich seine Briefe schreiben müssen, auch wenn sie sich in der Ausbildung als begabter erwiesen hatten als er.

Ein Personalchef klagte auf der Tagung darüber, daß dieser Tatbestand so vielen Mädchen nicht klar sei, wenn sie in die Fir-

men kommen. Erkennen sie dann, daß sie trotz allen Bemühungen nicht weiterkommen, werden sie unzufrieden. Man kann hier nicht einfach den Firmen einen Vorwurf machen. Der Staat kann es sich vielleicht leisten, daß auf seinen pädagogischen Hochschulen 70 % weibliche Studenten sind, von denen der größte Teil nach kürzerer Berufstätigkeit als Arbeitskraft ausfällt, weil eine Heirat die Berufslaufbahn beendet. Finanziell gesehen ist die Ausbildung solcher Damen für den Staat ein sehr teures Geschäft. Kann man aber von einem privatwirtschaftlich rechnenden Industriebetrieb erwarten, daß er allzu viel Geld in die Förderung und Beförderung seiner weiblichen Mitarbeiter investiert, solange er noch befürchten muß, daß sie der Firma über kurz oder lang durch Heirat verlorengehen?

Allerdings gibt es schon Betriebe, die aus Personalnot den Ausweg gewählt haben, vorzugsweise Frauen über 40 einzustellen und ihnen dann auch gute Aufstiegschancen zu gewähren Diese Betriebe haben damit meist sehr gute Erfahrungen gemacht. Wenn sich in Deutschland die Tendenz zur Frühheirat weiter durchsetzen sollte, dann werden wir wohl eines Tages angesichts des auf längere Sicht zu erwartenden Mangels an Arbeitskräften eine wachsende Zahl älterer Damen haben, die in qualifizierten Positionen tätig sind. In Amerika läßt sich diese Entwicklung heute schon erkennen. Viele junge Großmütter gehen zurück ins Erwerbsleben oder unterziehen sich gar noch einer längeren Ausbildung für qualifizierte Tätigkeiten.

Welche Ziele und Leitbilder sollen sich also junge Mädchen zu eigen machen, wenn sie den Aufgaben und Möglichkeiten in guter Weise gewachsen sein wollen, die die Zukunft ihnen bringen wird? Die behütete Tochter aus bürgerlichem Hause, die auf ihren Freier wartet, ist ebenso veraltet wie die Anschauung, ein junges Mädchen solle ohne gute Ausbildung möglichst schnell Geld verdienen. Aber auch die Ideale der Suffragettenzeit haben ihre Anziehungskraft völlig verloren. Denn weder die Männer noch die Frauen wünschen eine in psychischer und geistiger Hinsicht neutralisierte Gesellschaft, die das Weibliche vornehmlich als groben sexuellen Konsumreiz für Männer kennt. Daher können uns die Hinweise der Soziologen und Anthropologen, daß die traditionellen Vorstellungen von dem, was männlich und weiblich ist, geschichtlich und gesellschaftlich, nicht aber natürlich bedingt sind, nicht heiterer stimmen, wenn wir beobachten, wie weit wir auf dem Wege zur Nivellierung schon fortgeschritten sind.

Die Teilnehmer der Bad Boller Studientagung, vornehmlich erwachsene Erzieher fortgeschrittenen Alters, dokumentierten durch ihre Fragen und Sorgen mitunter, daß der von dem Soziologen Dr. Tartler geäußerte Verdacht nicht ganz ungerechtfertigt ist: Das Jugendproblem ist nicht zuletzt ein Problem der Erwachsenen; denn unsere Vorstellung von dem, was Jugend sein soll, stammt zumeist noch aus der Zeit der Jugendbewegung.

Fast beschwörend sucht man immer wieder, dem Augenschein zum Trotz, zu behaupten, die Jugend rebelliere, sie suche nach jugendgemäßen „Idealen", und ihr Skeptizismus sei nur der Ausdruck dieser unerfüllten Sehnsucht. Gegen wen soll sie denn rebellieren? Die Erwachsenen setzen sie ja nicht in unvernünftiger Weise unter Druck, sondern sie umwerben die Jugend und suchen sie zu verstehen, wenn sie nicht mit einer Mischung von Ratlosigkeit und schlechtem Gewissen es überhaupt aufgegeben haben, sich über die junge Generation grundsätzliche Gedanken zu machen.

Die Jugend läßt sich das gefallen, gelangweilt, arrogant und ein bißchen verächtlich: denn wie sollen sie die Erwachsenen allzu ernst nehmen, wenn diese ihnen ein weder positiv noch negativ profiliertes Vorbild vor Augen stellen? Wie sollen sie von denen Direktiven erwarten, die sich verwirrt und ein bißchen unbehaglich in der Gegenwart etabliert haben und sich häufig in ihr schlechter zurechtfinden als die Jugendlichen?

Mit geradezu lächerlicher Aufmerksamkeit werden alle Anzeichen einer rebellischen Haltung der Jugend voll Genugtuung registriert. Man denke nur an das Aufsehen, das die „beat generation" in Amerika erregte, eine kleine Gruppe schlecht gewaschener Intellektueller, die sich naiven antizivilisatorischen Affekten hingibt und große Mengen schlecht geschriebener Prosa und Lyrik produziert, in der u. a. der Zen-Buddhismus als Heilslehre angeboten wird.

Typischer ist jedenfalls die erstaunliche Anpassungsfähigkeit der jungen Generation an die sich wandelnden Normen und Verhaltensmuster unserer Zeit. David Riesman hat in Amerika beobachtet, daß sich die Eltern oft sorgfältig jeder allzu deutlichen erzieherischen Beeinflussung der Jugend enthalten, aus Furcht, die jungen Men-

schen könnten auf Verhaltens- und Denkmuster festgelegt werden, die ihnen die Orientierung in einer sich ständig wandelnden Wertwelt erschweren

Wieviel deutlicher präsentiert sich diese erzieherische Abdankung der Erwachsenen in Deutschland, wo eine chaotische geschichtliche Entwicklung die Erwachsenen in ihren ethischen Forderungen und in ihren Idealen unsicher gemacht hat. Nur ein Häuflein ewig Jugendbewegter hält die Fahne hoch und sieht bedrückt, daß sich die Schar der jugendlichen Nachfolger rapide verkleinert. Die meisten Erwachsenen dagegen ziehen sich zurück in der ungewissen Hoffnung, daß es der Jugend gelingen möge, auf anständige Weise die wirre Wertwelt zu ordnen.

Viele Erwachsene sind bereit, ihre eigenen sittlichen Überzeugungen zu relativieren und zu privatisieren und haben nicht mehr den Mut, sie als verbindlich auch für die Jugend zu erklären. Wo aber das überzeugte sittliche Engagement fehlt, breitet sich leicht eine verlegene Kühle aus. Sicher ist, daß diese Kühle eine Entfremdung begünstigt, unter der die Jugendlichen nicht weniger als die Erwachsenen leiden.

Vielleicht ist der Gedanke, den der Soziologe Schelsky einmal geäußert hat, nicht allzu abwegig, daß wir in absehbarer Zeit eine Jugend bekommen werden, die sich gegen die Laxheit und Entschlußlosigkeit der Erziehungsmächte durch eine neue sittliche Strenge, ja Prüderie wehren wird.

Walter Hähnle

BERT BRECHTS BALLETT „Die sieben Todsünden der Kleinbürger" mit der Musik von Kurt Weill kam erst jetzt im Frankfurter Opernhaus zur deutschen Erstaufführung. Bereits 1933 hatte der russische Choreograph George Balanchine, der später das berühmte New York City Ballett gründete, die sieben Todsünden von Bert Brecht in Paris zur Uraufführung gebracht. Das Manuskript fand sich aber erst in Brechts Nachlaß wieder. Der Suhrkamp Verlag hat es jüngst in einem broschierten Heft veröffentlicht. Im Text der Lieder, in der sozusagen umgestülpten Moral des Kleinbürgers und in der Musik ist das Ballett ein Hobelspan von der Hobelbank der Dreigroschenoper, keck und aggressiv wie sie und mit einem so forsch vorantreibenden Temperament komponiert, daß es eigentlich sofort über die Rampe zünden müßte, wenn denn nicht die Aufgabe für den Choreographen allzu schwierig wäre.

Bei aller Freude am Rhythmus der Sprache war Brecht sicher nicht gerade eine tänzerische Natur. Sein einziges Ballett setzt sich denn auch aus lauter stehenden Bildern zusammen, die er in sehr lesenswerten Szenenanweisungen beschrieb. Nichts aber ist für Tänzer oder Choreographen widriger als das stehende Bild, denn wie immer man es auch in Bewegung zu bringen versucht, bleibt ihm doch die träge beharrende Natur. Bei der Lektüre stellen sich nicht die mindesten tänzerischen Assoziationen ein, vielmehr liest man das Ballett wie eine Moritat, bei der die moralisierenden Texte der Lieder ungleich wichtiger sind als das gezeigte Bild. Abwechselnd singt die Familie oder die Schwester zu den sieben Sündenstationen der jungen Anna, die sich auf einer siebenjährigen Reise durch die Staaten befindet, um für die Familie daheim am Mississippi ein Haus zu verdienen.

Nun braucht man nur noch Bert Brecht und die Todsünden in einem Atemzug zu denken, und schon weiß man, was der jungen Anna unterwegs widerfährt. Die Todsünden waren sozusagen ihre Tugenden, aber man treibt sie ihr aus, damit desto schneller das Geld zusammenkommt. Um des Hauses willen muß Anna die reinen Träume ihrer Jugend draufzahlen, niemand kümmert sich um den Schaden an ihrer Seele, und wo sie gar gerechten Empfindungen erliegt, da wird sie erst recht von der Bahn der Todsünden in weit schlimmere Sünden abgedrängt. Die Moral der Moritat läuft auf eine bittere Entlarvung der sogenannten bürgerlichen Moral hinaus. Die Familie bekommt zwar ihr Haus, aber um den Preis einer verpfuschten Jugend: „Bedenk, was geschieht, wenn du tätst, was dir läge! Nütze die Jugend nicht: sie vergeht!", singt Annas Schwester vor der Heimkehr nach Louisiana.

Anna tanzt in einem Cabaret. „Die Gäste sind unendlich gelangweilt, sie gähnen wie die Haifische." Unter Tränen lernt Anna, unbekleideter und frecher zu tanzen. So überwindet sie die Todsünde des Stolzes. Als Statistin in Kalifornien sieht Anna, wie ein Star „vom Typus Douglas Fairbanks" ein niedergestürztes Pferd mit der Peitsche mißhandelt. Anna reißt ihm die Peitsche aus der Hand und schlägt auf ihn ein. Sofort wird sie entlassen. Da wirft sie sich

dem Star zu Füßen und küßt ihm die Hand. Der Star empfiehlt sie erneut dem Regisseur. So entgeht Anna der Todsünde des Zornes. Im Lied der Schwester resümiert Brecht: „Wer über die Roheit in Zorn gerät, der lasse sich gleich begraben".

Anna hat einen reichen Freund, der sie mit Schmuck überhäuft. Aber Anna hat auch einen Geliebten, der ihr den Schmuck abnimmt. Da ermahnt die Schwester sie zur Treue gegenüber dem zahlenden Freund und rettet sie aus der Todsünde der Unzucht, der „selbstlosen Liebe", wie Brecht sie in Klammern nennt. Es ist in allen sieben Stationen das gleiche Modell. Die Todsünde war vergleichsweise der bessere Teil an Anna. Aber die Familie und die Schwester treiben sie unerbittlich voran, bis das Geld für das Haus beisammen und Anna verwüstet ist. Ihre Schwester mit den Songs heißt übrigens auch Anna, sie ist nur die andere Hälfte der Anna auf der Reise durch die Todsünden. Sie ist praktisch, sie treibt an, sie managt die andere, die schöne und ein bißchen verrückte Anna.

Leider hat Bert Brecht in seinem Ballett mit ziemlich groben Mitteln argumentiert. Seine Umkehr der Todsünden wirkt montiert, und die Moral der Geschichte wird so penetrant ausgewalzt, daß sich am Ende niemand mehr gemeint fühlt. Das ist umso beklagenswerter in einer Zeit, in der abertausend Häuser mit nicht immer stubenreinen Mitteln gebaut werden, in einer Zeit also, in der uns eine moralisierende Moritat vom Hausbau recht bekömmlich sein könnte. Aber der Bert Brecht der sieben Todsünden ist ein überholter Bert Brecht, ein Epigone seiner selbst, ein matter Plagiator des einst so aggressiven Moralisten Bert Brecht.

Die deutsche Erstaufführung in Frankfurt konnte einen großen Trumpf ausspielen. Lotte Lenya, die mit Kurt Weill verheiratet war, sang die Songs der anderen Anna mit einer Vehemenz der Attacke und einer Kunst der Nuance, daß man vor Neid erblassen mußte. Wir haben nämlich solche Diseusen nicht mehr. Noch einmal schien die Zeit der Dreigroschenoper aufzuleuchten. Wie weit sie schon entfernt ist, läßt sich heute bei jeder neuen Aufführung oder Schallplattenaufnahme der Dreigroschenoper studieren. Auch die schöne Anna konnte besser kaum besetzt sein als mit der Ballerina Karin von Aroldingen, einer unserer begabtesten Tänzerinnen, die obendrein ein ungewöhnliches Talent zur Pantomime besitzt.

Aber beim Tanz fängt die Problematik des Balletts von Bert Brecht an. Karin von Aroldingen hatte in ihrem eigentlichen Beruf wenig zu tun. Dann freilich sprang sie im Nu auf das höchste Seil der Tanzkunst, so daß man sehr betrübt war, wenn das träge stehende Bild rasch wieder verdickte. Zwar war der Choreographin Tatjana Gsovsky im Auftakt mit der Todsünde der Faulheit eine großartige tänzerische Komposition gelungen, aber auf die Dauer kämpfte sie vergebens gegen den unbeweglichen Bilderbogen der Moritat. Es ist interessant genug, daß ihr der tänzerische Auftakt nur deswegen so vortrefflich glückte, weil sie hier vollends von den Anweisungen Bert Brechts abwich und eigener, tänzerischer Erfindung folgte. Heinz Beckmann

Antisemitismus und Nationalsozialismus

Gibt es bei uns noch Antisemitismus und Nationalsozialismus? Die Frage wird heute oft gestellt und sehr verschieden beantwortet. Wer die eineinhalb Jahrzehnte nach dem ersten Weltkrieg miterlebt hat, weiß: es dauerte ungefähr ein Jahrzehnt, bis die Debatte über Krieg, Revolution und alle damit entstandenen Folgen in Gang kam; durch die „Machtübernahme" im Jahr 1933 wurde sie jäh unterbrochen. Zum Staunen vieler erleben wir heute, daß der Zusammenbruch im Jahr 1945 die geistigen oder besser die ungeistigen Mächte des „tausendjährigen Reichs" zwar unter seinem Schutt begrub, sie aber keineswegs auslöschte. Heute kriechen sie aus ihren Höhlen hervor; die endgültige Auseinandersetzung beginnt jetzt erst. Es ist dabei unerheblich, ob es sich noch um Antisemitismus und Nationalsozialismus in der ursprünglichen Gestalt handelt oder ob sie im Kellerdasein die Farbe gewechselt haben. Wir haben heute zu fragen: welche Urtriebe melden sich in ihnen zum Wort? So ist es geboten, mit aller Akribie ihrem Werden und Sein nachzugehen. Sie gehören für unseren Blick zusammen; denn der Antisemitismus ist vom Nationalsozialismus planmäßig zu einem schauerlichen Fanal gemacht worden, das nicht seinesgleichen in der Weltgeschichte hat.

Es ist nun sehr lehrreich, in einem umgrenzten Geschichtsabschnitt und an den Geschehnissen in einem bestimmten Volk zu beobachten, wie der Antisemitismus zu politischen Zwecken benützt und — wenn es opportun war — wieder ad acta gelegt wurde, um zu gegebener Zeit von neuem hervorgeholt zu werden. Der Amerikaner *Paul W. Massing* hat in einer sorgfältigen Studie die Geschichte des deutschen Reichs in der Zeit von 1870 bis zum Beginn des ersten Weltkriegs auf den Antisemitismus hin durchleuchtet. Theodor W. Adorno sagt in der Vorrede zur deutschen Ausgabe treffend: im Bismarckischen Deutschland sei er politisch manipuliert und, je nach der Forderung des Tages und der damaligen Interessen, an- und abgestellt worden. Massing macht uns zu Zeugen dieser „Manipulationen". In buntem Wechsel bedienen sich die verschiedenen politischen Gruppen des Antisemitismus, nachdem der Norddeutsche Bund 1869 ein Gesetz über die Emanzipation der Juden erlassen hatte. Konservative und Liberale, gelegentlich sogar das Zentrum und die Sozialdemokratie suchen die Wasser der Judenfeindschaft auf ihre Mühlen zu leiten. Religiöse Motive spielen dabei so gut wie keine Rolle; ja, sie werden nicht selten deutlich verneint. In den ersten Jahrzehnten des Kaiserreiches überragt die Gestalt des Berliner Hofpredigers Adolf Stoekker die anderen Antisemiten. Man muß Massing zubilligen, daß er ehrlich bemüht ist, Stoeckers Feldzug gegen die Juden objektiv und gerecht zu schildern; er leistet damit ein schweres Stück Arbeit. Vielleicht ist es aber heute — nach den Greueln der Nazizeit — überhaupt nicht mehr möglich, Stoecker ganz gerecht zu werden. Wer — wie ich selber — ihn noch gekannt und als Student seine Versammlungen miterlebt hat, ist überzeugt, daß er als einer der ersten die Judenpolitik des Dritten Reiches mit aller Schärfe verurteilt hätte — auch unter Gefährdung der eigenen Person. Umso instruktiver ist der Fall Stoecker. Er zeigt — was man mutatis mutandis auch auf Luther anwenden könnte —, wie komplex das Problem der Existenz dieses Volkes durch die Jahrhunderte ist: nur vom Neuen Testament her kann das Geheimnis seiner Fortdauer erhellt werden; sonst werden etwa wirtschaftliche Mißstände, an denen *auch* Juden beteiligt sind, oder Konkurrenzneid gegen ihre Tüchtigkeit einseitig zu Kampfparolen gegen sie benützt. Kein Zweifel: Stoecker hat hier als politischer Kämpfer — und das war der ehrlich fromme Hofprediger aus Liebe zu seinem Volke in hohem Maß — sich schwer vergriffen. Bedeutsam ist ein doppeltes: einmal, wie Bismarck je nach der politischen Lage Stoeckers Dienste benützte oder sich von ihm distanzierte; sodann wie rasch und verheerend Stoeckers Kampf gegen das Judentum — gewiß nicht ohne seine Schuld — von den nach ihm Kommenden pervertiert wurde. Es begegnen uns da jene dunklen Gestalten, die nun den direkten Rassenhaß predigen, wie etwa Ahlwardt und der Hammer-

Fritsch; aber auch Männer wie die Grafen Pückler und Reventlow. Ganze Verbände wie der Bund der Landwirte und namentlich der Alldeutsche Verband mit seinen Matadoren machen sich nun zu Vorkämpfern des Antisemitismus. Je mehr aber unter Wilhelm II. der Nationalismus an Boden gewann und der wirtschaftliche Imperialismus blühte, desto mehr schien es, als ob „die Assimilierung der jüdischen Gruppen nur noch eine Frage von kurzer Zeit sei". Bezeichnend ist da der Einfluß von Franz Mehring in der jüngeren Generation der Sozialdemokratie: in seinem Kampf gegen den „philosemitischen" Staatsliberalismus bestärkt er sie in der Meinung, das Geschick der Juden gehe einen Sozialisten nichts an. Gerade das aber war — so zeigt Massing mit großem Ernst — die eigentliche Gefahr. Denn die „antisemitische Substanz" blieb bewahrt; sie war nur vom Nationalismus und Imperialismus überdeckt: „Als dann der erste Weltkrieg der imperialistischen Phase und dem Traum von nationaler Harmonie auf der Grundlage internationaler Vorherrschaft ein demütigendes Ende bereitete, konnte der Antisemitismus stärker und bösartiger denn je die verlassenen Positionen wieder einnehmen."

Welche Rolle spielte dabei der Nationalsozialismus? Darüber gibt u. a. ein Erinnerungsbuch von *Albert Krebs* Aufschluß. Aus dem deutschen Handlungsgehilfenverband hervorgegangen, stieß er 1925 zur NSDAP, kam 1926 nach Hamburg, wurde in der dortigen kleinen Parteigruppe bald Gauleiter, schied aber aus diesem Amt aus, um das Hamburger Parteiblatt zu redigieren, und wurde 1932 aus der Partei ausgeschlossen. Damals schrieb er in einer Erklärung an die deutsche Presse u. a.: „Die NSDAP duldet keine Menschen in ihren Reihen, die selbständig denken und den Ergebnissen dieses Denkens Ausdruck zu geben wagen". Er hatte seine besondere Vorstellung vom nationalen Sozialismus; daß er durch sie mit der offiziellen Parteilinie und namentlich mit dem „Führer" in Konflikt geraten *mußte*, wird aus seinen Erinnerungen deutlich. Gerade weil sie die Zeit des Neuaufbaus nach Hitlers Entlassung aus Landsberg *vor* der Machtübernahme umfassen, sind sie so lehrreich. Hans Buchheim, der Herausgeber der „Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte", sagt von den Erinnerungen: „Wer Hitler war, welcher Geist in den ersten Ortsgruppen der NSDAP herrschte, was man tat und sich erhoffte, wird gewiß nicht durch das subjektive Erlebnis allein ausreichend belegt, gewinnt jedoch dadurch an Evidenz"; man werde diese Erinnerungen an Rang neben Rauschnings „Gespräche mit Hitler" stellen dürfen. Krebs bemüht sich, so sachlich wie nur möglich zu sein. Umso erschreckender ist das Bild von Hitler und seinem Führerkorps, das zu zeichnen er sich genötigt fühlt. Die Fehler, die der Weimarer Staat machte, treten dabei deutlich hervor. Es sei — meint Krebs — noch 1930 und 1932 möglich gewesen, die NSDAP als Parteiorganisation zu beseitigen; es hätte dazu aber neben der staatlichen Gewalt noch der in die Zukunft weisenden politischen Führung bedurft. Schon im ersten Teil seiner Erinnerungen, den er „Erlebnisse und Erfahrungen" überschreibt, überrascht Krebs durch die vielen Porträts von Parteigrößen verschiedensten Formats, die mit einem farbigen Pinsel entworfen sind. Im zweiten Teil, den „Begegnungen", steigert sich diese Kunst noch. Es ist eben ein anderes, als Historiker nach Quellen zu schildern, ein anderes, die Bilder nach der lebendigen Anschauung zu entwerfen. Hitlers Porträt ist gerade deshalb ein Meisterstück, weil es schlicht und sachlich Erlebnisse schildert und kaum Überlegungen anstellt.

Und der Antisemitismus? Krebs schildert aus der Erfahrung in Hamburg, wie die Welt des Jahres 1926 in den Augen des kleinen Nationalsozialisten aussah. Überall stieß sein Blick auf die „überstaatlichen Mächte" und an ihrer Spitze auf das „Weltjudentum". „Er kämpfte immer gegen den gleichen Gegner; ihn zu vernichten, hieß der deutschen Not mit einem Schlag ein Ende machen". Als im Jahr 1930 einmal vom Sozialismus die Rede war, wurde Krebs von Hitler angeschrien: „Was ist Sozialismus? Eine jüdische Erfindung, um das deutsche Volk aufeinander zu hetzen". Wir sehen, die „Manipulation" mit dem Antisemitismus ist am Werk. Als nach den guten Jahren die Wirtschaftskrise kam, holten die Leute um Hitler den Antisemitismus aus seinen Höhlen hervor. Er war natürlich auch damals kein deutsches Patent; Krebs erzählt, daß eine der Hamburger Parteigrößen ihn für ihre Person aus Amerika mitgebracht habe. Aber er wurde nun zu einem Glaubenssatz erhoben; das zu tun, eignet freilich dem deutschen Wesen mehr als dem anderer Völker. Kurz, wer diese spannenden Erinnerungen von Krebs liest, der mag sich mit Sorge fragen: wieviel von diesem „na-

tionalsozialistischen Gedankengut" schlummert heute noch verborgen in der Höhle? Vielleicht in anderem Gewand und dann umso gefährlicher? Auf dem Hintergrund der Studie von Massing bekommt diese Frage ihren großen Ernst im Blick auf das heranwachsende Geschlecht. Es ist wahrhaftig nicht mehr nötig, noch an die Hakenkreuze an der Kölner Synagoge zu erinnern und an die weltweiten Kreise, die jene Vorgänge gezogen haben.

Und damit sind wir bei der „Bedrohung unserer Zeit". Eine schlanke Broschüre, mit diesem Titel, die vier Vorträge zusammenfaßt, die im Jahre 1957 in Basel gehalten wurden, redet nicht vom Antisemitismus und nicht vom Nationalsozialismus, sondern vom Menschen und der Masse in unserem technischen Zeitalter. Es wird die Frage gestellt, ob er überhaupt noch ein Verhältnis zur Natur habe und nicht völlig von der Technik beherrscht werde. „Nur wenn wir gewillt sind, Gott wiederum die uneingeschränkte Herrschaft über unser Leben einzuräumen ..., werden wir über den Bannkreis und die Eigengesetzlichkeit der Technik hinausgelangen und unsere innere Freiheit wieder gewinnen", sagt der Betriebswirtschaftler *Muggli*. Die Bedrohung des „einzelnen" durch das Massendenken und -handeln stellt uns vor das Problem, ob überhaupt noch Formen echter Gemeinschaft gebildet werden können. Jedenfalls wird es „der christlich-evangelische Beitrag zu dieser Situation sein müssen, den Menschen zum Standhalten zu bringen", erklärt der Chefredaktor *Peter Dürrenmatt*. Und damit erhebt sich schließlich die Frage, wie es mit dem Menschen als Person stehe, also mit seiner eigentlichen Existenz. Einige Bahnstunden östlich von uns ist die *Persönlichkeit* so gut wie ausgelöscht; auch unser Klima wird für sie immer dünner. Ob wir aber als *Person* bestehen bleiben, hängt allein von unserem eigenen Willen ab. „Wir sind jeder aus sich selbst bedroht, wenn wir nämlich nicht mehr daran glauben, berufen zu sein zu *dem* Leben, das wir zu leben erhalten haben." Diese Schlußfolgerung zieht der Basler Studentenseelsorger *Leuenberger*.

Die Bedrohung des Menschen durch Antisemitismus und Nationalsozialismus ist im Grund keine andere wie die durch das Massendenken. Die Gefahr — gerade für das kommende Geschlecht — ist: daß es müde werde, sich gegen die Bedrohungen zu wappnen, daß es unlustig werde, aus der Vergangenheit zu lernen und der Gegenwart entschlossen zu begegnen. Vestigia terreant! Friedrich Langenfaß

Paul W. Massing, Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. Aus dem Amerikanischen übersetzt und für die deutsche Ausgabe bearbeitet von Felix J. Weill. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1959, 288 S., Ln. 24,— DM. — *Albert Krebs*, Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1959, 246 S., Ln. 16,80 DM. — *Adolf Portmann, Arnold Muggli, Peter Dürrenmatt, Robert Leuenberger*, Die Bedrohung unserer Zeit. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1958, 96 S., Kart. 4,50 DM.

Christian Rohlfs

Die erstaunliche Vielfalt in dem gegenwärtig überblickbaren Gesamtwerk des Malers und Graphikers Christian Rohlfs dürfte für die Situation der zeitgenössischen Kunst symptomatisch sein. Besonders die Vielfältigkeit seiner Ausdrucksformen in den Ölbildern und Aquarellen deutet auf ein charakteristisches Phänomen der Kunst unserer Zeit hin. In seinem Werk — es umfaßt den Stilwandel vom Naturalismus des ausgehenden 19. bis hin zur dekorativen Abstraktion des 20. Jahrhunderts — spiegelt sich wider, was uns seit rund fünfzig Jahren zur gewohnten Erscheinung in der bildenden Kunst geworden ist: Statt einer singulären stil- und zeitprägenden Kunstrichtung, wie in den klassischen Kunstepochen, überrascht sie durch eine Vielzahl von Stilen oder „Ismen". Erstaunlich ist bei Rohlfs weiterhin, daß es sich bei ihm im Gegensatz zu den heute nach vorn drängenden, weitgehend *jungen* Künstlern um den seltenen Fall eines „Spätentwicklers" handelt, der erst mit fünfzig seinen Weg und mit siebenzig Anerkennung und Würdigung seines Schaffens fand und der bis zu seinem Tode unentwegt wandlungsfähig und schöpferisch tätig war. Als der Künstler hochbetagt (im 90. Lebensjahr) am 8. Januar 1938 starb, lag auf seinem Arbeitstisch die letzte vollendete Arbeit: zwei blaßgelbe Chrysanthemen. Man hat sie schon einmal symbolisch gedeutet: als Allegorie seines Lebensbundes.

Von den zwei entscheidenden Kräften, die dem Werk von Rohlfs Gestalt gaben, ist im allgemeinen der zarte, dem Märchen verwandte Lyrismus bekannt, wie er vor allem in seinen mit leichten Pinselstrichen vorgetragenen, geradezu entstofflicht wirkenden

Blumenbildern begegnet. Weniger bekannt ist eine andere Seite seines Schaffens: die ans Apokalyptische grenzende Ausdrucksgeladenheit, die Rohlfs mit den Expressionisten verbindet und die seit Dürer und Grünewald typisch für das Wesen deutscher Kunst ist. „Man wundert sich", sagt einmal Gotthard Jedlicka, „daß dieser Maler und Zeichner nicht auch (wie seine Geistesverwandten Barlach, Kokoschka und Kubin) seinen Visionen und seinen Gefühlen durch das Wort Ausdruck verschafft." Und Jedlicka fährt fort: „Viele Skulpturen von Barlach scheinen nach Holzschnitten und Aquarellen von Rohlfs ausgeführt — ohne daß man auch nur die geringste äußere und innere Abhängigkeit zwischen der Gestaltung dieser beiden so wesentlich deutschen Künstler finden kann."

Es wäre der Mühe wert, einmal zu untersuchen, welches die wahren Antriebskräfte der religiösen Expressionisten waren, und auch: welchen Beitrag sie zur Erneuerung des Menschenbildes in der Kunst und (damit zusammenhängend), welchen Beitrag sie zur Erneuerung der christlichen Kunst geleistet haben. Ohne Zweifel gehört hierher auch der Holzschnitt *„Rückkehr des verlorenen Sohnes"* (unsere Abbildung gegenüber S. 392) aus dem Jahre 1916. Es ist die gleiche Zeit, aus der eine ganze Reihe hervorragender Holzschnitte der Brücke-Maler mit biblischen Themen (es sei nur an Noldes „Prophet" und Schmidt-Rottluffs „Gang nach Emmaus" erinnert) datiert. Gemeinsam ist diesen Werken von Künstlern so verschiedenen Temperaments die Technik des Holzschnittes, sparsamste, großflächige Komposition und der geballte Ausdruck. Die wohl auf Munch zurückgehende Erneuerung des Holzschnittes in der Anordnung großer schwarz-weißer Flächen, in denen sich die mitreißende Leidenschaft expressiven künstlerischen Empfindens entfalten konnte, ist auch das Charakteristikum des „Verlorenen Sohnes". Die ergreifende Vision des Künstlers ist in knappste Form gefaßt, auf engstem Raum zusammengedrängt. Das sonst ausgiebig gestaltete Milieu dieser biblischen Geschichte ist hier bewußt zugunsten der Sache vernachlässigt und auf Andeutungen im Hintergrund der Szene beschränkt. Ja, man ist geneigt, den beiden Fenstern links und rechts hinter den Gestalten sinnbildhafte Bedeutung beizumessen, wenn man der Deutung Raum gibt: das kleine, vergitterte Fenster über dem Sohn hat etwas Kerkerhaftes an sich und deutet auf die Vergangenheit des „Verlorenen" hin, hingegen das große, lichtvolle Fenster im Rücken des Vaters auf die sich auftuende Geborgenheit im Vaterhause. Doch wenn wir von dieser sparsam gestalteten Situationsangabe absehen, ist alles auf das Zusammentreffen von Vater und Sohn angelegt. In dieser Begegnung liegt ein tief erschütterndes Moment. Der verlorengeglaubte, auf die Vergebung des Vaters hoffende Sohn kniet, seiner Habe entblößt, vor dem sich ihm erbarmend zuneigenden Vater. Hier bleibt kein Platz für Sentimentalität und überschäumende Romantik; der Betrachter wird unverhofft in ein existentielles Gegenüber, wenn nicht in die Rolle des „verlorenen Sohnes" gedrängt. Franz Henel

Zwiesprache

Durch die Lesefrucht auf Seite 365 möchten wir auf ein Taschenbuch aufmerksam machen, das ein bewegtes und bewegendes Bild des „Protestantismus heute" gibt (Ullstein-Buch Nr. 255, Ullstein Taschenbücher-Verlag, Frankfurt a. M. 1959, 224 S., kart. 1,90 DM). Bewegt ist dieses Bild deshalb, weil der Herausgeber Fritz Heinrich *Ryssel*, Leiter der Abteilung Kirchenfunk im Hessischen Rundfunk, wie er im Vorwort schreibt, „nicht einmal daran gedacht" hat, „in diesem Bande eine Begriffs- und Wesenserklärung des gegenwärtigen Protestantismus" zu versuchen, sondern die für die evangelische Christenheit charakteristische spannungsreiche Vielfalt unretuschiert stehen ließ. Das zeigt schon die Auswahl der zwei Dutzend namhaften Theologen und Nichttheologen, die hier zu Worte kommen: neben den Bischöfen Dibelius und Lilje etwa stehen da Männer wie Karl Barth und Martin Niemöller; auffallen kann allenfalls, daß sich unter ihnen keine einzige Frau befindet. Ihre Beiträge — die teils eigens für den Sammelband geschrieben, teils Büchern und Zeitschriften entlehnt sind (einer davon auch der „Zeitwende"), teils auf Vorträge zurückgehen — beschäftigen sich alle mit der Stellung und Aufgabe des Christen in der gegenwärtigen Welt, wobei auch die ökumenischen Aufgaben (Hans Heinrich Wolf) und die der Weltmission (Walter Freitag) kräftig hervorgehoben werden. Neben dem auf Seite 365 zitierten Heinz-Dietrich Wendland

(„Die Situation am Ende der Neuzeit") und H. H. Wolf sind noch einige andere Mitarbeiter unserer Zeitschrift vertreten, so z. B. Hans Hermann Walz und Wilhelm Dantine. Daß an der Spitze der Beiträge ein Auszug aus einem Brief Dietrich Bonhoeffers steht, ist wohl kein Zufall.

Unsere Lesefrucht auf Seite 387 stammt aus Friedrich *Schleiermachers* „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn". Diese Schrift ist mit anderen bedeutenden Abhandlungen des beginnenden 19. Jahrhunderts zur Universitätsfrage in dem Sammelband „Die Idee der deutschen Universität" zusammengefaßt (Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus; Hermann Gentner Verlag, Darmstadt 1956, 386 S.) Der Band enthält neben Schleiermachers „Gedanken" Beiträge von Schelling, Fichte, Steffens und Wilhelm von Humboldt. Im Ringen um eine neue Gestalt der Universität kann man diese Schriften auch heute noch mit Gewinn studieren.

Zu seiner Schilderung der nicht nur kultur-, sondern auch kirchengeschichtlichen Episode „Wie in Moskau zum ersten Male Theater gespielt wurde", schreibt uns Dr. Heinrich *Geißler:* „Ich stieß bei meinen Bemühungen um das rechte Verständnis der Pädagogik des Barockzeitalters wiederholt auf die Freude am Theaterspiel, aber auch auf den religiösen Ernst, mit dem es für die Jugenderziehung nutzbar gemacht wurde. Besonders die Jesuiten bedienten sich mit viel Kunst und Erfolg dieses Mittels. Doch auch in den protestantischen Ländern stand es in hohem Ansehen. So schuf der große Pädagoge und Bischof der böhmischen Brüder Johann Amos Comenius während seines Aufenthaltes im ostdeutschen Kulturraum etliche biblische Schulspiele und späterhin in seinem Schola ludus eine ganze Kette von dramatischen Darstellungen des christlichen Weltbildes seiner Zeit. Seinen vielfältigen Einflüssen auf die slawische Welt nachgehend, begegnete ich der Gestalt Gregorijs mit ihrem simplizianischen Schicksal, das mir so charakteristisch für diese Zeit zu sein scheint, daß ich gern alles zusammentrug, was über ihn zu erfahren war. Die nacherzählende Zusammenfassung der sich auf Gregorij und die weiteren Umstände seines Wirkens beziehenden Stellen hielt sich an die folgenden Quellen: *Ernst Koch,* Die Sachsenkirche in Moskau, Dresden 1911; *A. W. Fechner,* Chronik der Evangelischen Gemeinden in Moskau, Moskau 1876; *P. O. Morosow,* Geschichte des russischen Theaters (russisch), St. Petersburg 1889." Eine Frucht der von Dr. Geißler erwähnten Comenius-Studien ist seine Untersuchung über „Comenius und die Sprache" (Pädagogische Forschungen des Comenius-Instituts Nr. 10; Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg 1959, 188 S., 10,50 DM).

Die Verse von Gabriela *Mistral* auf Seite 396 entnahmen wir der deutschen Ausgabe ihrer „Gedichte", die 1958 im Luchterhand-Verlag in Darmstadt erschien (270 S., Ln. 27,— DM) und in Heft 2/59 unserer Zeitschrift von Heinz Piontek gewürdigt wurde. Die Gedichte von Rudolf *Hartung* sind Proben aus dem Band „Vor grünen Kulissen" (Kiepenheuer und Witsch, Köln 1959, 58 S., br. 5,80 DM), den Franz Tumler in unserem diesjährigen Märzheft (S. 204) besprochen hat.

Die Abbildung des Holzschnitts von Christian *Rohlfs* neben S. 392 stammt aus dem vom Evangelischen Gemeindeverband Frankfurt herausgegebenen „Frankfurter kirchlichen Jahrbuch 1960".

Mitarbeiter: Dr. Heinrich Geißler, München-Neuaubing, Limesstraße 119 / Pastor Herbert Goltzen, Cappeln über Cloppenburg / Dr. Ulrich Mann, Ulm/Donau, Wettersteinweg 5 / Dr. Hans M. Müller, München 9, Isenschmidstraße 4 / Professor Dr. Hermann Noack, Hamburg-Blankenese, Potosistraße 21 / Dr. Ferdinand Oeter, Köln-Rath, Donarstraße 69

LIBRARY USE ONLY

... überall dabei sein?

Wie erregend ist es, stets „das Neueste" zu erfahren! So sehr erliegen wir der Faszination moderner Nachrichtenmittel, daß wir kaum noch merken, wie über dem einzelnen das Entscheidende verlorengeht: der Zusammenhang!

Darum ist das SONNTAGSBLATT — die gewichtige Stimme des Protestantismus — so wertvoll: Aus größerem Abstand vom Tage vermag es den geistigen Kräften unserer Zeit nachzuspüren. Welch ein Gewinn für jeden, der sich nicht mit der „Oberfläche" der Dinge begnügt!

Wann dürfen wir Ihnen ein Probeexemplar zusenden?

Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Kultur und Wirtschaft

Sonntagsblatt

MEINE BITTE

an den Verlag **Sonntagsblatt G. m. b. H.,** Hamburg 13, Mittelweg 111

1. Senden Sie mir ein Probeexemplar Sonntagsblatt — Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Kultur und Wirtschaft — Herausgeber Hanns Lilje.

2. Senden Sie mir das Sonntagsblatt ab sofort zum Abonnementspreis von monatlich 2,69 DM einschließlich Zustellgebühr für die Dauer eines halben/ganzen Jahres.

Eine wichtige Neuerscheinung zu Fragen der evangelischen Soziallehre und Sozialethik

Spannungsfelder der evangelischen Soziallehre

Aufgaben und Fragen vom Dienst der Kirche an der heutigen Gesellschaft.
Herausgegeben von Friedrich Karrenberg und Wolfgang Schweitzer in Zusammenarbeit mit Trutz Rendtorff und Christian Walther. 304 Seiten. Leinen DM 21,—. *Vorbestellpreis bis zum Erscheinen im Juni: DM 19,—.*

Inhaltsübersicht:

Der einzelne und die Gemeinschaft. Prof. D. CARL HEINZ RATSCHOW: Vom Sinn des Lebens — Prof. D. ERNST WOLF: Schöpferische Nachfolge — Prof. Dr. HENDRIK VAN OYEN: Über das Gewissen — Prof. Dr. Dr. OSWALD v. NELL-BREUNING: Das Menschenbild — Dr. WERNER LOTTMANN: Psychologische Menschenführung und die Unverletzlichkeit der Person — Dr. ELSE KÄHLER: Die Bedeutung von Ehe und Ehelosigkeit im Neuen Testament im Blick auf die Partnerschaft von Mann und Frau heute — Prof. Dr. KARL HEINRICH RENGSTORF: Der Hausvater — Dr. CHRISTINE BOURBECK: Über den Gebrauch des Schlagwortes Schizophrenie in den Zeitdiagnosen. — Prof. Dr. KARL JANSSEN: Zur Geschichte des Verwahrlosungsbegriffes in der Jugendhilfe — D. KLAUS v. BISMARCK: Der Laie in Kirche und Gesellschaft.

Gesellschaft und Politik. Staatsanwalt Dr. HANS DOMBOIS: Der gegenwärtige Stand der evangelischen Staatslehre — Prof. Dr. WOLFGANG SCHWEITZER: Evangelium und Gesetz im Wandel der Gesellschaftsordnungen — Dr. TRUTZ RENDTORFF: Geschichte und Gesellschaft — Prof. D. HEINZ-HORST SCHREY: Kirche als Institution und Verein — Pfarrer Dr. CHRISTIAN WALTHER: Verkündigung und Gesellschaft — Prof. D. Dr. HELMUT THIELICKE: Studie zum Atheismus-Problem — Prof. D. HELMUT GOLLWITZER: Das Sowjetsystem und die christliche Kirche — Prof. Dr. DIETRICH v. OPPEN: Was bedeutet „Partnerschaft" in einer Gesellschaft von „Organisationen"? — Oberkirchenrat HELMUT RÖSSLER: Möglichkeiten gemeinsamer Sozialarbeit der Konfessionen — Prof. Dr. SIEGFRIED WENDT: Der Einfluß des Geldes auf das Ethos des Wirtschaftens — D. Dr. FRIEDRICH KARRENBERG: Funktion und Grenzen der Kritik.

Die Verantwortung, die in der Mitarbeit an der rechten Gestalt der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung anders als früher dem Christen heute auferlegt ist, bringt auch ihre Spannungen und Auseinandersetzungen mit sich. Nur oberflächlich denkende Menschen und Doktrinäre können glauben, es gäbe eine leidlich gute Ordnung ohne lebendiges Verantwortungsbewußtsein und sachliches Ringen miteinander. Die christlichen Kirchen wissen um den Ernst und um das Gewicht der aus Staat und Gesellschaft an sie gerichteten Fragen zu den sozialen Grundordnungen und Grundnormen. So haben sich Freunde und Kollegen von Professor Heinz-Dietrich Wendland, die zusammen mit ihm im letzten Jahrzehnt in hervorragender Weise an einer neuen Grundlegung der evangelischen Soziallehre und Sozialethik gearbeitet haben, in der vorliegenden und H.-D. Wendland gewidmeten Veröffentlichung entscheidende Fragen aus diesem besonderen Bereich der theologischen Lehre und Forschung aufgegriffen und damit zu weiterer Klärung umkämpfter theologisch-kirchlicher und sozialwissenschaftlicher Probleme beigetragen.

Bitte fordern Sie hierzu den vierseitigen Sonderprospekt an!

FURCHE-VERLAG · HAMBURG